

Naumann, M
Die Lehre vom
Wert.

Die Lehre vom Wert.

Die

Lehre vom Wert.

Von

Dr. Moriz Naumann.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1893.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Die Lehre vom Wert ist die Grundlage der Volkswirtschaftslehre. Der Wertbegriff steckt als Bestandteil in fast allen anderen Begriffen, mit denen diese Wissenschaft arbeitet; von der Beantwortung der Frage, was der Wert sei, hängt der Gang ab, den sie in ihren ferneren Erörterungen nimmt. Falsche Vorstellungen über den Wert haben nicht nur in der Theorie zu falschen Systemen geführt, bei der engen Verbindung zwischen Volkswirtschaftslehre und Politik haben sie oft genug die Regierenden zu falschen Maßregeln, die Parteien zu falschen Forderungen verleitet.

Der Wichtigkeit der Frage entspricht die — freilich nur sehr allmählich erkannte — Schwierigkeit ihrer Beantwortung; hat sich doch schon mancher Bearbeiter an dieser harten Nuß die Zähne ausgebissen. Ganz besonders in den letzten Jahren ist der Wert wieder zum Gegenstand umfangreicher und zum Teil scharfsinniger Untersuchungen gemacht worden; aber offenbar ist man noch nicht zum Ziele gelangt. Die Ansichten stehen sich schroffer als je gegenüber, viel altes ist umgestürzt, feststehendes neues nicht an seine Stelle gesetzt worden.

Eine wiederholte Bearbeitung des viel behandelten, für Theorie und Praxis gleich bedeutsamen Themas bedarf daher kaum der Rechtfertigung. Wie die Sachen liegen, ist sogar jeder, der in der Volkswirtschaftslehre selbständig denken will, verpflichtet, hier einzusetzen, sich über den wichtigsten Grund-

begriff ein eigenes Urteil zu bilden. Mitteilen freilich soll die Ergebnisse seines Nachdenkens nur, wer glaubt, wirklich neues und der Erwägung würdiges sagen zu können. Es soll das im nachstehenden versucht werden. Nicht als ob alles Gesagte neu wäre; schon der Zusammenhang gebot, vieles, was Gemeingut der Wissenschaft ist, manches, was von einzelnen Forschern gelehrt wird, in Kürze wiederzugeben. Ganz besonders konnte den von Menger und seinen Schülern angestellten Untersuchungen streckenweise gefolgt werden. In der Hauptsache aber sind es neue Wege, die hier eingeschlagen werden; ob sie dem Ziele näher führen als die bisher begangenen, muß der Leser entscheiden.

In den neueren Bearbeitungen des Wertproblems lassen sich zwei Richtungen erkennen, eine logische und eine psychologische. Die logische hat ihren Hauptvertreter in dem Tübinger Gelehrten J. F. Neumann, die psychologische in dem eben erwähnten Menger und seinen Nachfolgern, den sogenannten Grenzwerttheoretikern.

Neumann findet die Hauptaufgabe in der Begriffsbestimmung. Er geht davon aus, daß der Sprachgebrauch mit Worten wie Wert, Gut und anderen vielfach verschiedene und meist unklare Vorstellungen verbindet, und hält es für Pflicht der Wissenschaft, hier — wenn angängig in möglichster Anlehnung an den Sprachgebrauch — bestimmte Vorstellungskreise herauszugreifen, sie durch feste Umgrenzung zu Begriffen auszugestalten und dann das so fixierte Objekt mit dem entsprechenden Ausdruck zu verbinden, ihm den entsprechenden Namen zu geben.

Für die Art dieser Abgrenzung sollen nun lediglich Zweckmäßigkeitsgründe in Betracht kommen, das jeweilige Interesse der Wissenschaft soll darüber entscheiden. Man soll Begriffe wie Gut und Wert so ausgestalten, daß sie tüchtige Bausteine der Erkenntnis, geeignete Hülfsmittel zur Bestimmung fernerer Begriffe wie Vermögen, Einkommen, Produktion, Ertrag werden.

Neumann geht also, um das Einfachere zu erkennen, von dem Zusammengesetzten aus. Nach den Vorstellungen, die er

sich, wenigstens vorläufig, von Vermögen, Einkommen, Ertrag gemacht hat, bestimmt er, was Wert sein soll, um damit dann wieder diese Begriffe zu erklären. Es ist das, wie mir scheint, ein Verfahren, das nicht zu eigentlicher Erweiterung der Erkenntnis führt, denn man bestimmt wechselweise eine Unbekannte durch die andere. Dabei lernt man wohl kennen, in welchem Verhältnis sie zu einander stehen, nicht aber was sie sind.

Will man das verhältnismäßig Einfache erklären, so muß man es auf das noch Einfachere zurückführen und in dieser Zurückführung so lange fortfahren, bis man auf nicht weiter erklärbares und damit an die Grenze alles Definierens gelangt.

Hat man so die Elemente der Erkenntnis gefunden, so kann man sie in Rücksicht auf das ins Auge gefaßte Ziel — mitunter — so oder so gruppieren und zu Begriffen zusammenfügen; oft freilich wird die Natur der Dinge keine Freiheit der Wahl lassen, es wird sich eine bestimmte Gruppierung als notwendig ergeben. Immer aber ist solches Abgrenzen nicht die Haupt-, sondern eine Nebenaufgabe der Erklärung.

Besser erscheint daher das Verfahren der anderen Richtung, der Grenzwerttheoretiker, die versuchen, der Sache wirklich auf den Grund zu kommen, indem sie das W e r t u r t e i l, die Vorgänge im Inneren des Wertschätzenden, einer psychologischen Analyse unterwerfen. Es ist das zwar keine Begriffsbestimmung im gewöhnlichen Sinne, keine eigentliche Definition, sie kommen aber dabei wirklich auf einfacheres, auf die uns durch das Selbstbewußtsein bekannten Zustände und Thatsachen unseres Seelenlebens und finden so die Elemente, aus denen der Wert sich aufbaut. Wir werden den gleichen Weg gehen. Der Fehler, den die Grenzwerttheoretiker begingen und den wir zu vermeiden haben, liegt hauptsächlich darin, daß sie nicht konsequent genug auf diesem Wege geblieben sind.

Wenn wir daher auch vorwiegend psychologische Untersuchungen anstellen werden, so sollen sie uns dennoch tüchtige Bausteine zur Erkenntnis volkswirtschaftlicher Wahrheiten liefern. Wir werden auch zu einer Abgrenzung der Begriffe gelangen,

wie sie dem Interesse der Wissenschaft entspricht, aber nicht ihrem „jeweiligen Stande", denn die Abgrenzung ist keine willkürliche, sie ergiebt sich mit Notwendigkeit aus der gewonnenen Erkenntnis.

Der Weg, den die eigentliche Untersuchung nehmen mußte, war naturgemäß der der Analyse, der Zerlegung des zu untersuchenden Objekts in seine Bestandteile. Zur Darstellung des Ergebnisses ist der Weg der Synthese, des Aufbaues des Ganzen aus seinen Teilen geeigneter. Wir werden ihn einschlagend im folgenden von den einfachsten Begriffen ausgehen und diese, ehe wir zum Werte selbst kommen, in zwei vorbereitenden Kapiteln behandeln.

Erstes Kapitel.

Lust und Unlust.

Lust und Unlust definieren zu wollen, wäre ein müßiges Unternehmen. Beide sind uns als innere Thatsachen, als Zustände unseres Ich durch das Selbstbewußtsein bekannt, viel genauer bekannt, als alle Gegenstände der Außenwelt, auf deren Vorhandensein wir ja nur durch ihr Spiegelbild in unserem Bewußtsein schließen, oder gar als die mittels des ordnenden Verstandes von diesen Außendingen abstrahierten Begriffe. Lust und Unlust sind daher selbst nicht weiter erklärbar, wohl aber zu Erklärungsmitteln als das schlechthin Bekannte trefflich geeignet.

Daß es sehr verschiedene Arten des Lust- und Unlustgefühles giebt, ist uns gleicherweise bewußt. Die Worte Lust und Unlust werden bald im engeren Sinne für nur einige, bald im weiteren für den ganzen Kreis dieser Gefühle verwendet. So versteht man wohl im engsten Sinne unter Lust nur den eigentlichen sinnlichen — erotischen — Genuß, in etwas weiterem alle direkt durch Eindrücke auf die Sinnesorgane, wie Ohr und Auge, verursachten angenehmen Empfindungen, in noch weiterem auch die durch die Reflexion vermittelte Befriedigung, z. B. die Freude, die wir beim Lesen eines Buches empfinden, im weitesten, allerdings nur selten angewandten, begreift man darunter alle Befriedigung, z. B. auch die moralische, das Bewußtsein, recht und gut gehandelt zu haben.

Im folgenden soll Lust und Unlust stets im weitesten Sinne verstanden werden, unter Lust also jeder Zustand, der dem Ich Befriedigung gewährt, dem Willen gemäß ist, unter Unlust jeder des Nichtbefriedigtseins, jeder, der dem Willen entgegen ist.

Bei solcher Auffassung ist der Satz, den wir an die Spitze unserer Betrachtung stellen wollen, der Satz: jeder Mensch strebt stets darnach, Lust zu erlangen und Unlust zu vermeiden, gewiß richtig; denn er ist eigentlich nur eine Tautologie, eine Umkehrung des im vorigen Gesagten. In solchem Sinne ist dann nicht nur der Epikuräer auf der steten Jagd nach Lust begriffen, auch der Stoiker, der die größten Leiden erduldet, um tugendhaft zu handeln, strebt nach Lust, der Lust des befriedigten Gewissens und flieht die Unlust der Gewissensbisse. Der Faule, der gar nichts thut, gar nichts zu erstreben scheint, wählt in Wahrheit die ihm am höchsten scheinende Lust des Nichtsthuns und flieht die Unlust, die Mühe der Thätigkeit. Der Geizige, der sich scheinbar jeden Genuß versagt, opfert alles der ihm am höchsten dünkenden Lust, möglichst viel Geld sein eigen zu nennen.

Lust und Unlust sind Wechselbegriffe, einer ist die Negation des anderen. Sie entsprechen darin den Begriffen Wärme und Kälte. Vermehrung von Lust ist dasselbe wie Verminderung von Unlust, gleichwie Zunahme von Wärme und Abnahme von Kälte dasselbe ist. Wie am Thermometer zwischen Wärme und Kälte der Nullpunkt, liegt an der Skala der Gefühle zwischen Lust und Unlust die Gleichgültigkeit. Wie wir aber sagen, es ist kälter geworden, wenn das Thermometer auch nur von 15° auf 5° Wärme gefallen ist, so sprechen wir auch schon von Unlust, wenn unser Lustgefühl nur etwas heruntergegangen ist, ohne den Gleichgültigkeitspunkt zu überschreiten.

Jeder trägt gewissermaßen ein Thermometer der Lust und Unlust in sich, an dem seine Stimmung steigt und fällt. In jedem Augenblick muß sie auf einer bestimmten Höhe stehen. Freilich ist das Thermometer nicht mit einer so genauen Gradeinteilung versehen, wie dasjenige, von dem wir Wärme und Kälte ablesen. Wir fühlen wohl, daß unsere Stimmung steigt

oder fällt, aber um wieviel sie gestiegen oder gefallen ist, das vermögen wir zahlenmäßig nicht auszudrücken. Stimmungen verschiedener Momente sind — wie alle intensiven Größen — wohl vergleichbar, aber nicht meßbar. Wir können höchstens sagen, daß wir uns in dem einen Moment ein wenig, ziemlich viel, sehr viel glücklicher gefühlt hätten, als in dem andern, also nur ein sehr ungefähres Verhältnis angeben.

Zwischen dem Grade der Lust in einem bestimmten Moment und der Menge der Lust in einem bestimmten Zeitraum ist zu unterscheiden. Jevons, der in seiner 1879 erschienenen Political economy Lust und Unlust einer Untersuchung unterzieht, hat geglaubt, die Menge der in einem bestimmten Zeitraum enthaltenen Lust finden zu können, indem er sie als ein Produkt des durchschnittlichen Lustgrades mit der Zeitdauer berechnet, geometrisch also die Dauer des Gefühls als Abscisse, den Grad als Ordinate, die Quantität als Fläche darstellt. Gäbe es eine Möglichkeit, das Quantum der erlebten Lust physiologisch festzustellen, entspräche z. B. dieses Quantum dem Verbrauch einer bestimmbaren Menge von Nervensubstanz, so wäre dafür die Jevonssche Berechnung gewiß richtig. Die Menge der in einer Stunde verbrauchten Substanz wäre gleich der Summe der in allen 60 Minuten verbrauchten, die Menge der in einer Minute gleich der in allen 60 Sekunden verbrauchten, und sie würde sich schließlich in der angegebenen Weise als eine Fläche darstellen lassen. Für die psychologische Untersuchung aber ist diese Methode nicht zu verwenden. Hier kommt in Betracht, daß wir nur die gegenwärtige, momentane Stimmung unmittelbar empfinden, das Quantum einer in einem ganzen Zeitraum enthaltenen Lust dagegen uns entweder durch die Erinnerung — wenn es sich um die Vergangenheit — oder durch die Phantasie — wenn es sich um die Zukunft handelt — vorstellen. In Erinnerung und Phantasie aber wird eine solche Addition oder Multiplikation nicht vorgenommen, hier tritt eine ganz eigentümliche Erscheinung zu Tage: was in der Gegenwart als Unlust empfunden wurde,

erscheint uns in der Erinnerung und in der an ihrer Hand konstruierenden Phantasie häufig als Lust und umgekehrt. Damit uns ein Zustand in der Erinnerung im ganzen als angenehm erscheine, ist in der Regel nötig, daß er ein Auf- und Abschwanken der Stimmung, einen Wechsel von Lust und Unlust umfasse. Das Anhören eines Trauerspiels erscheint uns in der Erinnerung als Genuß, dennoch enthielten die einzelnen Momente mehr Unlust als Lust, nur der eigentümliche Wechsel der Stimmungen giebt im ganzen das Gefühl der Lust. Ganz besonders eine Anspannung der eigenen Kraft, die in der Gegenwart meistens mit Unlust verbunden ist, wird zumal, wenn sie zum Erfolge führte, in der Erinnerung zur Lust; wir wünschen uns, solche Anstrengungen, solche Kämpfe wieder zu erleben, und möchten das Gedächtnis daran um keinen Preis aufgeben. — Es ist damit ganz wie mit der Schönheit eines Musikstückes. Eine schöne Musik besteht durchaus nicht aus lauter Wohlklängen, die Mißklänge, die Dissonanzen sind ihr erforderlich. Aber die Art und Weise, wie die Dissonanz sich auflöst, zum Wohlklange wird, bewirkt, im ganzen genommen, die Empfindung des Schönen.

Wenn wir daher uns von der in einem bestimmten Zeitraum enthaltenen Lustmenge eine Größenvorstellung machen — und wir machen uns solche Vorstellungen —, so geschieht das jedenfalls nicht in einer solch mechanischen Weise, wie Jevons annimmt, vielmehr entsteht die Gesamtvorstellung auf eine ganz wunderbare, uns in ihren Einzelheiten nicht verständliche Art.

Lust und Unlust kommen und gehen häufig von selbst, ohne daß wir uns über den Grund ihres Erscheinens Rechenschaft geben könnten. Bald heißt es: Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen, bald wieder: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin. In der Regel aber haben sie wahrnehmbare Ursachen, sind von körperlichen oder geistigen Zuständen, von der Lage, in der wir uns befinden, vom Besitz oder Nichtbesitz einer Sache und ähnlichem hervorgerufen. Wir unterscheiden nun als drittes von dem Grade

der Lust in einem bestimmten Moment und dem Quantum der Lust in einem bestimmten Zeitraum das Quantum von Lust, das durch eine bestimmte Ursache hervorgerufen wird. Auch dieses liegt in der Zeit, aber es fällt mit dem Quantum der in einem Zeitraum enthaltenen Lust nicht zusammen. Denn in jedem Moment und in jedem Zeitraum wirken eine ganze Anzahl von Ursachen auf unsere Stimmung, einige hinaufziehend, erhebend, andere herabdrückend. Das Resultat aller dieser verschiedenen Kräfte ist der Punkt, auf den die Stimmung in jedem Momente sich einstellt, und die Kurve, die dieser Punkt im Verlaufe der Zeit beschreibt. Hier gilt es nun, das Plus oder Minus festzustellen, das auf das Konto einer bestimmten von allen der wirkenden Ursachen kommt. Wie zusammengesetzt ist nicht oft die Stimmung eines einzigen Moments! Wir sitzen bei einem guten Glase Wein in schöner Gegend und erfreuen uns an der Aussicht, das hebt die Stimmung, dabei stört uns aber die große Hitze, niederdrückend wirken auch noch einige unangenehme Erlebnisse, die eben hinter uns liegen, aufrichtend Hoffnungen, die wir uns für die Zukunft machen. Wie soll da festzustellen sein, wie viel jede der Einzelursachen an dem Gesamtresultate schuld ist? Das ist in der That auch nicht möglich. Die Stimmung des Moments läßt sich so nicht zergliedern. Wohl aber können wir uns von der durch einen Zeitraum sich ausdehnenden Gesamtheit der Lust oder Unlust eine Vorstellung machen, die wir einzelnen bestimmten dieser Ursachen verdanken. Einzelnen, nicht allen, nur denen nämlich, bei denen uns die Praxis zu solchen Vorstellungen nötigt. Wie viel Genuß im ganzen eine Flasche Wein, eine Cigarre und dergleichen gewährt, davon haben wir ein Gesamtbild. Noch weniger aber als bei der in einem bestimmten Zeitraum enthaltenen Lust wird dies durch eine Multiplikation von Stimmung und Dauer gefunden, eben weil wir die in einem bestimmten Momente verursachte Lust gar nicht aussondern können. Es entsteht dieses Gesamtbild vielmehr in Erinnerung und Phantasie gleichfalls auf eine uns dunkele, näher nicht zu

erklärende Art. Es entsteht, wie ich sagte, dann, wenn uns die Praxis dazu nötigt, das aber ist, wenn wir zwischen zwei bestimmten, Lust oder Unlust bewirkenden Ursachen wählen müssen. Wir müssen sie dann, um uns entscheiden zu können, vergleichen, und uns klar werden, welche die vorzuziehende ist, welche das größere Quantum Lust oder das geringere Quantum Unlust hervorruft.

Nun giebt es sowohl von Lust als von Unlust sehr verschiedene Arten und auf den ersten Blick möchte es scheinen, als wären diese nicht vergleichbar. Wer möchte den Genuß einer Oper mit dem eines Mittagsessens, die Freude an einer guten Handlung mit der an einer Cigarre vergleichen? Dennoch müssen wir solche Vergleiche vornehmen, wenn wir uns entscheiden wollen, ob wir in die Oper gehen oder ein gutes Diner mitmachen, ob wir ein Geldstück einem Armen geben, oder uns dafür eine Cigarre kaufen wollen, und unfehlbar werden wir das thun, was uns im Momente des Vergleiches als mehr Lust enthaltend erschien.

Nicht nur zu einfachen Vergleichen, zu förmlichen Bilanzen, zu Additionen und Subtraktionen von Lust und Unlust nötigt uns die Praxis des Lebens. Oft nämlich bewirkt e i n e Ursache nicht nur e i n e Art von Lust, sondern viele verschiedene und daneben auch wieder einige Arten von Unlust. Haben wir zwischen zweien solcher Ursachen zu wählen, so müssen wir bei jeder zunächst die Summe der Lust feststellen, die sie bewirkt, von dieser dann die Summe der Unlust abziehen und sehen, bei welcher von beiden die größere Differenz, der größere Überschuß von Lust sich ergiebt. Wir wollen vielleicht zwischen einer Seereise und einer Fußtour ins Gebirge wählen, beide gewähren eine Menge sehr verschiedenartiger Annehmlichkeiten und Genüsse, beide haben auch ihre besonderen Beschwerden und Unannehmlichkeiten. Hier müssen wir bei jeder zunächst eine Bilanz zwischen Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit ziehen, woraus sich dann ergeben wird, welche das größere Quantum an reiner Lust — wenn es erlaubt ist, sich nach Analogie von Reinertrag, Rein-

einkommen so auszudrücken — enthält. So ungenau und approximativ solche Operationen auch vorgenommen werden, sie müssen ausgeführt werden, und jeder, der einmal eine derartige Wahl traf, hat sie schon vorgenommen.

Wir sind durch die vorstehende Betrachtung bis nahe an den Wertbegriff herangelangt, wollen aber den Schritt, der zu ihm führt, vorläufig noch nicht thun, sondern zunächst eine weitere, sich gleichfalls hier anschließende Erörterung einschieben, die uns aus dem Gebiet des rein Psychologischen in das der wirtschaftlichen Untersuchung hinüberleitet, auf die es am Ende ja abgesehen ist.

Zweites Kapitel.

Bedürfnis.

Lust und Unlust sind, wie wir sahen, die Beweger des Willens. Es sind diese Gefühle vielleicht überhaupt der erste Anfang alles Seelenlebens, nicht nur im Menschen, sondern in allen organischen Wesen. Giebt es doch Naturforscher, die annehmen, daß selbst in der Pflanze eine dumpfe Ahnung von Lust und Unlust vorhanden sei, und, wenn wir Blumen und Bäume bei Regen und Sonnenschein, im Tau des erfrischenden Morgens und in der Glut eines Sommermittags betrachten, so dünkt uns das recht wahrscheinlich. Jedenfalls zeigen uns das Tier und das Kind, daß Lust und Unlust das erste sind, dessen sie sich bewußt werden, denn sie haben für beides schon eine deutliche Sprache, wenn sie die Dinge der Außenwelt noch lange nicht unterscheiden können.

Durch Lust und Unlust aber und fast gleichzeitig mit ihnen erwacht der Wille, das Streben, Lust zu erlangen, Unlust zu fliehen. Der Wille wiederum weckt und schärft die Erkenntniskraft. Denn indem wir nach Lust streben, müssen wir suchen, Zustände herbeizuführen, die Lust enthalten, Zustände zu meiden, die mit Unlust verbunden sind. Wir müssen also lernen, solche Zustände zu unterscheiden, müssen die Ursachen von Lust und Unlust zu erkennen suchen[1]. So ist die Erkenntnis, wie Schopen-

[1] Wenn ich hier Erkenntnis und Willen einander gegenüberstelle, bin ich mir doch wohl bewußt, daß kein Wille völlig erkenntnislos, blind ist. Wir

hauer richtig gelehrt hat, zuerst nur Werkzeug des Willens, er braucht sie zu seinen Zwecken, bildet sie für seine Zwecke aus. Diese Erkenntnis nennen wir praktisch, sie ist schon beim Tiere vorhanden und erreicht beim Menschen einen hohen Grad von Schärfe. Neben ihr aber stellt sich bei diesem die theoretische Erkenntnis ein, die nicht mehr den Zwecken des Willens dient. Die Erkenntnis wird hier selbst zur Lust, das Erkennen Selbstzweck. Sobald praktische Erkenntnis da ist, richtet sich das Streben nicht mehr auf Lust schlechthin, auch nicht mehr bloß auf eine bestimmte Art von Lust, sondern auf die erkannte Ursache der Lust, sucht diese herbeizuführen, um sich durch die Ursache der Wirkung zu sichern. Dieses mehr specialisierte Streben nennen wir Bedürfnis und die erstrebte Ursache von Lust: Gegenstand des Bedürfnisses. Ich empfinde nicht bloß Hunger und den Wunsch, satt zu sein, sondern das Bedürfnis nach Nahrung.

Das Bedürfnis wiederum kann genereller oder mehr oder weniger specialisiert sein. Das Bedürfnis wird specieller, wenn es sich z. B. nicht auf Nahrung schlechthin, sondern eine bestimmte Art von Nahrung, ein bestimmtes Quantum dieser Art, schließlich auf einen individuellen Gegenstand, ein bestimmtes Stück Brot z. B., richtet. Ehe das Bedürfnis befriedigt werden kann, muß es sich völlig specialisiert haben, ich kann nicht eher essen, bis ich die individuellen Stücke von Nahrung, die ich zu mir nehmen will, gewählt habe. Dieses Specialisieren des Bedürfnisses ist gleichfalls das Werk der Erkenntnis.

Wir unterscheiden unter den Bedürfnissen zunächst gegenwärtige oder empfundene und zukünftige oder vorempfundene, je nachdem sie eine augenblickliche oder eine in

---

müssen immer etwas wollen, diesen Gegenstand unseres Wollens also auch erkennen. Das ist aber eine bloß vorstellende Erkenntnis, die von der κατ᾽ ἐξοχὴν so genannten, ordnenden und schließenden, dem eigentlichen Denken wohl zu unterscheiden ist.

fernerer Zukunft liegende Befriedigung erheischen. Das gegenwärtige Bedürfnis ist das frühere, das ursprüngliche, das vorempfundene erwacht erst bei geschärfter Erkenntniskraft.

Die gegenwärtige Unlust, das gefühlte Leid, Hunger, Durst, Kälte, sie sind beim Tier und in der Hauptsache auch beim Kinde in den ersten Lebensjahren noch die einzigen Erreger des Willens. Der Gesichtskreis ist hier noch ein beschränkter, Tier und Kind leben nur in der Gegenwart und sind zufrieden, wenn für deren Bedürfnisse gesorgt ist. Erst mit der Reflexion erweitert sich der Blick über Vergangenheit und Zukunft. Zu dem empfundenen Leid kommt die Furcht und die Sorge vor zukünftigem, das wir herannahen sehen und dem zu begegnen wir trachten.

Die Zukunft ist immer ungewiß, man weiß daher nie ganz genau, ob ein vorempfundenes Bedürfnis jemals zum gegenwärtigen werden wird. Doch sind manche Bedürfnisse wie das nach Nahrung, das nach Kleidung u. a. so regelmäßig wiederkehrend, daß man, wenn man nur die Fortdauer des Lebens annimmt, auch ihres Wiedereintritts gewiß sein darf. Andere wiederum sind unsicher in ihrem Erscheinen. Ob ich in der Zukunft einer Waffe, ob ich ärztlichen Rates bedürfen werde, weiß ich nicht genau. — Trotzdem der Blick auf die Zukunft gerichtet wird, bleibt die Gegenwart das Nächste, das Wichtigste. Darum ist ein vorempfundenes Bedürfnis unter sonst gleichen Umständen um so größer, je näher es der Gegenwart liegt. Desgleichen ist ein ungewisses Bedürfnis um so größer, je wahrscheinlicher sein Eintritt ist[1]. Je näher die Bedürfnisse der Gegenwart liegen, desto specieller werden sie empfunden, je weiter sie noch entfernt sind, desto mehr erscheinen sie nur als generelle. Wie weit der Blick in die Zukunft hinausreicht, ist je nach Anlage, Erziehung, Verhältnissen verschieden. Mancher ist sorgenfrei, wenn nur für den nächsten Tag Rat geschafft ist,

[1] Beide Regeln sind von Jevons erkannt und durch mathematische Formeln ausgedrückt worden.

bei anderen reicht die Sorge bis an die Grenze des eigenen Lebens, ja darüber hinaus bis in das der Kinder und Enkel.

Der Kreis der Bedürfnisse, die wir empfinden, ist nicht willkürlich gewählt. Er ist uns in der Hauptsache durch unsere organische Natur gegeben. Nahrungsbedürfnisse empfinden alle Menschen, das Bedürfnis nach Wohnung, Kleidung, künstlicher Erwärmung die meisten. Mit zunehmender Erkenntnis und Kultur erweitert sich aber dieser Kreis und differenziert sich mehr und mehr für die verschiedenen Individuen, so daß auf den höheren Kulturstufen fast jeder Mensch zu fast jedem Zeitpunkt einen verschiedenen Kreis von Bedürfnissen empfindet, der den von anderen empfundenen wohl in einigen Hauptsachen gleicht, in unzähligen Einzelheiten aber von ihnen abweicht. — —

Wie die Unlust häufig ohne Zuthun der Außenwelt entsteht, so bedarf sie, auch wenn sie nur durch eine wahrnehmbare Ursache vertrieben werden kann, doch häufig keiner äußeren dazu. Das Bedürfnis ist dann ein *inneres*. Viele solcher inneren Bedürfnisse sind gleichfalls natürliche, durch unseren Organismus bedingte, wie das Bedürfnis nach Schlaf, das durch den Organismus selbst seine Befriedigung findet. Andere sind durch freie eigene Thätigkeit zu befriedigen, wie das nach Bewegung oder das nach Arbeit.

Uns interessieren hier die *äußeren* Bedürfnisse, das sind diejenigen, zu deren Befriedigung außer uns liegende Ursachen wirksam werden müssen. Wir müssen hier zwischen den gegenwärtigen und vorempfundenen Bedürfnissen unterscheiden.

Die *gegenwärtigen* Bedürfnisse werden befriedigt:

1. durch den Gebrauch von Sachen,
2. durch fremde Handlungen, insbesondere den Gebrauch fremder Arbeitskraft.

Unter Gebrauch ist hier sowohl usus als consumtio zu verstehen, also sowohl derjenige, bei dem die gebrauchte Sache erhalten, als der, bei dem sie zerstört wird. So vertreiben wir das Nahrungsbedürfnis durch den konsumtiven Gebrauch von Speisen, das Wohnungs- und Kleidungsbedürfnis durch usus

von Wohngebäuden und Kleidungsstücken. Unter Sachen sind hier nicht bloß körperliche Dinge, sondern alle Objekte der Außenwelt zu verstehen, die geeignet sind, zu direkter Befriedigung eines Bedürfnisses verwendet zu werden, also z. B. auch Kräfte, wie die Kraft des elektrischen Stromes, die uns als Licht leuchtet. Die fremde Arbeitskraft kommt hier hauptsächlich in Betracht, soweit sie in den persönlichen Diensten, also z. B. den Leistungen der Dienstboten, Krankenpfleger, Ärzte unmittelbar zu unserem Wohle beiträgt.

Ergebnis des Gebrauchs ist in beiden Fällen das unmittelbare Verschwinden des gegenwärtigen Bedürfnisses: der *Genuß*. Den Gebrauch, der diese Art der Befriedigung hervorruft, bezeichnen wir als *Genußgebrauch*.

Das *vorempfundene* Bedürfnis kann nur ganz ausnahmsweise durch Genußgebrauch befriedigt werden. Solche Ausnahme würde etwa sein, wenn ich mich stark satt esse, um längere Zeit dem Hunger Widerstand leisten zu können, oder wenn ich ein prophylaktisches Mittel gebrauche, um mich vor einer Ansteckungsgefahr zu schützen. In der Regel wird das vorempfundene Bedürfnis — die *Sorge* — dadurch gebannt, daß ich sie in Zuversicht verwandle, daß ich mir die Gewißheit verschaffe, die erwartete Unlust, sobald sie eintreten sollte, vertreiben zu können. Ich muß mich demnach zu Personen und Sachen in ein Verhältnis setzen, das mir solche Gebrauchsmöglichkeit sichert.

Das thatsächliche Verhältnis zu einer Sache, das mir die Sicherheit gewährt, sie während einer bestimmten Zeit oder dauernd, wann ich es will, gebrauchen zu können, ist der ökonomische *Besitz* der Sache[1]. So dienen — um von den ursprünglichsten Verhältnissen zu sprechen — Wohnung, Kleidung, Waffen dem Menschen nicht nur in der Gegenwart, der Besitz

[1] Diese wirtschaftliche Definition von Besitz ist von der juristischen wohl zu unterscheiden: es kommt hier nur auf die thatsächliche Sicherheit an, nicht auf das rechtliche Verhältnis, das diese Sicherheit etwa hervorruft. Es kann sich dabei also ebensowohl um juristischen Besitz, als Eigentum,

von ihnen nimmt ihm auch einen guten Teil der auf die Zukunft gerichteten Sorge und wird damit zum Befriedigungsmittel vorempfundener Bedürfnisse. Das Streben nach diesen Dingen wird daher nicht nur durch die empfundene Unlust, sondern ebenso durch die Sorge und die mit ihr verbundene Voraussicht erregt und in seiner Größe bestimmt. Bei den verbrauchlichen Dingen führt dieses Streben zur Ansammlung der Vorräte.

Wie zu der Sache, so ist es auch zu fremden Personen zunächst das thatsächliche Verhältnis, das mir die Sicherheit gewährt, ihre Dienste in der Zukunft gebrauchen zu können und dadurch zum Befriedigungsmittel vorempfundener Bedürfnisse wird, mag dies Verhältnis nun auf Zuneigung, Zusage oder einer faktischen Herrschaft beruhen. Solch persönliches Verhältnis kann mir nicht nur die Dienstleistung des Andern sichern, sondern auch die Gewißheit verschaffen, daß ich von ihm den Besitz einer Sache, die ich noch nicht habe, erhalten werde: die Leistung des Anderen kann sowohl in einem facere als in einem dare bestehen.

Durch die Rechtsordnung wird nun nicht nur der ökonomische Besitz in mannigfachen Formen geschützt, auch die Erwartung fremder Leistungen erhält häufig einen rechtlichen Schutz, wird zum Forderungsrecht.

Als Befriedigungsmittel der vorempfundenen Bedürfnisse ergeben sich daher zunächst:

1. Der Besitz von Sachen, die zum Genuß dienen, Genußmitteln i. e. S.,
2. die Sicherheit, von einer andern Person
   a) Dienstleistungen,
   b) Übertragung des Besitzes von Genußmitteln

   zu erhalten.

---

als jus in re aliena, als endlich um ein obligatorisches Verhältnis wie Pacht oder Miete handeln. Es kann dieser ökonomische Besitz aber auch vor aller Rechtsordnung bestehen oder als bloßes precarium ohne jeden Rechtsschutz sein.

Beide Verhältnisse können rein **thatsächlich** oder durch die **Rechts**ordnung geschützt sein.

Die Summe der Bedürfnisse, die jemand zu einem bestimmten Zeitpunkte empfindet, nennen wir seinen **Bedarf**; soweit nun die unter 1. und 2. genannten Befriedigungsmittel reichen, ist der Bedarf **unmittelbar gedeckt**. Wir wollen alle unmittelbaren Deckungsmittel als Genußmittel im weiteren Sinne bezeichnen. Nehmen wir auch für Besitz neben dem engeren noch einen weiteren Sinn an, in dem nicht nur Sachen, sondern auch thatsächliche Verhältnisse zu Personen, sowie Forderungsrechte Gegenstand des Besitzes sein können[1], so läßt sich in diesem Sinne sagen: unmittelbar gedeckt ist der Bedarf durch den **Besitz von Genußmitteln**.

Ein mittelalterlicher Grundherr, der im Besitz von Haus und Hof, Kleidung, Feuerung, ausreichenden Vorräten an Nahrungsmitteln war, der der persönlichen Leistungen von Familienmitgliedern und Dienern sicher war, der außerdem von Hörigen und Hintersassen feste Naturalleistungen zu erwarten hatte, er sah für eine lange Zeit hinaus seinen Bedarf unmittelbar gedeckt, er war im Besitz aller Genußmittel, deren er für diese Zeit bedurfte.

Aber nur in den seltensten Fällen wird der ganze Bedarf unmittelbar gedeckt sein; soweit der Besitz von Genußmitteln nicht ausreicht, ist er, wenn nicht anders Rat geschafft wird, ungedeckt. Man muß nun suchen, sich die fehlenden Genußmittel zu verschaffen, und der Weg, auf dem dies geschieht, ist der **Erwerb**. Der Erwerb hat, wie bekannt, zwei Unterarten: die **Produktion** und den **Tausch**. Ich kann mir die mir fehlenden Genußgüter entweder selbst aus anderen Dingen herstellen, oder ich kann sie mir von anderen Personen eintauschen.

---

[1] Eine derartige Erweiterung des Begriffes Besitz findet sich analog auch in der Jurisprudenz: so spricht das Preußische Landrecht ganz allgemein von dem Besitz an Rechten, das Römische Recht kennt wenigstens eine juris quasi possessio.

Um erwerben zu können, muß ich im Besitz von Erwerbsmitteln sein. Erwerbsmittel sind:

1. Sachen,
2. Leistungen anderer Personen (die wiederum in dare oder facere bestehen können, und deren ich nur thatsächlich sicher bin, oder auf die ich einen rechtlichen Anspruch habe),
3. die eigene Arbeitskraft,

soweit solche Dinge beim Erwerb von Genußmitteln gebraucht oder verbraucht werden[1].

Soweit die Erwerbsmittel reichen, ist der Bedarf mittelbar gedeckt, über diese Grenze hinaus bleibt er ungedeckt.

Wie zu Anfang gesagt wurde, geht das Streben eines jeden darauf, Lust zu erlangen und Unlust zu meiden. Kann Lust nur gegen Opfer, gegen Inkaufnehmen von Unlust erlangt werden, so sucht man diesen notwendigen Tausch so einzurichten, daß möglichst viel Lust bei möglichst wenig Unlust herauskomme. Dieses Streben, das wir das wirtschaftliche nennen, äußert sich nun in dreifacher Weise, als Ökonomie des Genusses, des Besitzes und des Erwerbs. Die Ökonomie des Genusses besteht darin, daß wir die in unserm Besitz befindlichen Genußmittel so verwenden, daß möglichst viel wirklicher Genuß erzielt wird, daß wir also keine Konsumtionsverschwendung treiben, die Ökonomie des Besitzes darin, daß wir die in unserm Besitz befindlichen Genuß- und Erwerbsmittel möglichst gegen Untergang und Verlust sichern. Wirtschaft im engeren Sinne nennen wir sowohl die Erwerbsthätigkeit überhaupt als ganz besonders die Ökonomie des Erwerbs, die darin besteht, durch die Verwendung der Erwerbsmittel ein maximum von Genußmitteln zu erhalten.

Der im gewöhnlichen Sprachgebrauch häufig gemachte Unter-

---

[1] Verbrauchen bedeutet hier etwas anderes, je nachdem es sich um Produktion oder Tausch handelt. Bei der Produktion ist der Verbrauch Zerstörung, objektives Verschwinden der Sache, beim Tausch ist er Fortgebung, Verschwinden aus dem Besitz des Wirtschaftenden.

schied zwischen Haushalts- und Erwerbswirtschaft (Ökonomik und Chrematistik des Aristoteles) fällt mit den hier gezogenen Grenzlinien nicht zusammen. Auch der Haushalt besteht zum größten Teil, ganz besonders im geldwirtschaftlichen System im Erwerben, im Einkaufen der Genußmittel, er umschließt daneben auch die Ökonomie des Besitzes, soweit sie sich auf Genußmittel bezieht, und die Ökonomie des Genusses. Die Chrematistik ist zum größten Teile Erwerbswirtschaft, außerdem Ökonomie des Besitzes, soweit diese die Erhaltung der Erwerbsmittel zum Ziele hat.

Bei den Betrachtungen der Wirtschaft, die in der Folge vorgenommen werden sollen, wird in der Hauptsache die Ökonomie des Erwerbes, daneben auch die des Besitzes ins Auge gefaßt werden. Die Ökonomie des Genusses hat mit den Absichten dieser Untersuchung wenig zu thun; da sie sich im allgemeinen nach analogen Grundsätzen entwickelt wie die des Erwerbs, so bietet sie auch kaum ein besonderes theoretisches Interesse.

Der Wirtschaftsplan, den ich mir in einem bestimmten Augenblick — in der Regel auch für einen bestimmten Zeitraum — entwerfe, geht aus einem Vergleich zwischen Bedarf und Deckung hervor. Ich sehe zunächst, welche Bedürfnisse bereits unmittelbar gedeckt sind, um die bekümmere ich mich nicht weiter; dann vergleiche ich die übrig bleibenden mit meinem Vorrat an Erwerbsmitteln und überlege nun, wie ich diesen am besten verwende. Die nähere Analyse dieser Überlegung kann hier noch nicht gegeben, soviel aber kann als leicht einzusehen, vorweggenommen werden, daß bei dieser Überlegung die Größe, die Heftigkeit der Bedürfnisse eine Rolle spielen muß. Ich werde häufig in der Lage sein, zu wählen, ob ich dieses oder jenes Bedürfnis befriedigen soll, und bei dieser Wahl ist es von Wichtigkeit — wenn auch nicht allein entscheidend — welches Bedürfnis mit mehr Unlust verbunden ist, welches dem anderen vorgeht.

Jedes Bedürfnis, das in einem Wirtschaftsplane vorkommt,

muß eine bestimmte Größe haben, einem gewissen Quantum Unlust entsprechen. Es kann also nicht ganz generell sein, nicht etwa nur das Nahrungbedürfnis — das ist nicht meßbar; es braucht auch nicht ganz speciell zu sein, sich noch nicht auf eine individuell bestimmte Sache, etwa ein bestimmtes Stück Brot, ein bestimmtes Kleidungsstück zu beziehen, es muß nur quantitativ und qualitativ so weit specialisiert sein, daß es einem bestimmten Quantum empfundener Unlust, begehrter Lust entspricht.

Die Rangordnung, in der sich nun diese Bedürfnisse bei der Überlegung stellen, ist ebensowenig willkürlich, wie es ihr Eintreten überhaupt ist. Auch hier entscheidet die organische Natur des Menschen im wesentlichen und weist bestimmten Bedürfnissen, Nahrungs-, Kleidungsbedürfnissen und ähnlichen einen bevorzugten Platz vor anderen an. Daneben wirken die individuellen Verschiedenheiten, die den dies, den jenes Bedürfnis stärker empfinden lassen. Endlich empfindet auch derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten nicht nur verschiedene Bedürfnisse, sondern auch gleichartige in verschiedener Stärke. Die Rangordnung der Bedürfnisse und die Heftigkeit jedes Bedürfnisses in einem bestimmten Moment ist demnach abhängig von Individualität und Lage.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte es erscheinen, als wenn das Nahrungsbedürfnis als das wichtigste, zum Leben Notwendiges begehrende stets an der Spitze stehen müßte, als wenn dann etwa das Kleidungsbedürfnis als zweites, das Wohnungsbedürfnis als drittes kommen müßte. Menger hat zuerst darauf hingewiesen, daß dem nicht so ist. „Das Nahrungsbedürfnis" als etwas ganz generelles, quantitativ nicht bestimmbares, kommt eben im Wirtschaftsplane gar nicht vor. Hier handelt es sich stets um einzelne, konkrete Nahrungsbedürfnisse, die Menger sehr zweckmäßig als Teilbedürfnisse „des Nahrungsbedürfnisses" bezeichnet. Diese verschiedenen Teilbedürfnisse nehmen nun in der Rangordnung sehr verschiedene Stellen ein.

Ich kann das Nahrungsbedürfnis reichlicher oder weniger

reichlich, mit mehr oder weniger gut zubereiteten Speisen befriedigen. Ein gewisses Quantum gröbster Nahrung ist zur Erhaltung des Lebens unbedingt erforderlich, das darauf gerichtete Teilbedürfnis steht sehr hoch, wohl am höchsten von allen Bedürfnissen, es wird bei jedem Wirtschaftsplan unsere erste Sorge sein, uns dies Quantum zu sichern, alles andere muß, wenn es darauf ankommt, dagegen zurückstehen. Dann kommt vielleicht ein zweites Teilbedürfnis, das auf etwas reichlichere Nahrung, immer noch in groben Speisen, aber doch bis zur Sättigung geht, es steht auch noch sehr hoch, folgt aber nicht gleich hinter dem ersten, zwischen beide schiebt sich etwa das erste Teilbedürfnis nach Kleidung ein; ich würde, wenn es sein müßte, lieber hungern, als mir die notwendige Bekleidung versagen. Nun kommt ein drittes, das darauf geht, etwas bessere, kräftigere Nahrung zu wählen, dann ein viertes, das auf schmackhafter zubereitete Nahrung geht. Zwischen diese schieben sich schon viele andere Bedürfnisse ein, die ihnen vorgehen würden. Schließlich kommt man auf einen Punkt, wo eine weitere Vermehrung oder Verfeinerung der Nahrung keine Lust mehr verursachen, also auch kein Bedürfnis mehr befriedigen würde.

Wie mit der Nahrung, so ist es mit Wohnung, Kleidung und vielem anderen. Vermehrung und Verbesserung erhöht in immer geringerem Grade die Lust, bis eine Grenze erreicht wird, über die hinaus kein Bedürfnis nach diesen Dingen besteht. Nur wenige Bedürfnisse sind von Anfang an individuell bestimmt, lassen sich in Teilbedürfnisse nicht zerlegen, wie etwa das Bedürfnis nach einem bestimmten Buche, einem bestimmten Bilde und dergleichen.

Natürlich wird nicht bei jedem Wirtschaftsplan die ganze Skala dieser Bedürfnisse aufgestellt. Die wichtigsten sind gewöhnlich durch die vorhandenen Genußmittel schon gedeckt; es handelt sich nur um eine Rangordnung für die übrig bleibenden.

Als Befriedigungsmittel des vorempfundenen Bedürfnisses wurde oben die Gewißheit bezeichnet, die Unlust, sobald sie ein-

tritt, beseitigen zu können. Diese Gewißheit nun gewährt in erster Linie der Besitz der Genußmittel, in zweiter der der Erwerbsmittel. Sobald wir im Besitz der Genußmittel sind, unsern Hunger zu stillen, uns zu kleiden, zu wohnen, macht uns der Eintritt des wirklichen gegenwärtigen Bedürfnisses keine Sorge mehr, ja wir werden diesen Eintritt nicht einmal mehr als Unlust verspüren. Hunger und Durst werden zu schwachen Regungen, die nur den Gang unseres Genußlebens bestimmen, d. h. bewirken, wann und wieviel wir essen und trinken, deren ursprünglicher elementarer Gewalt wir uns aber kaum mehr bewußt sind, und es höchstens einmal werden, wenn unerwartete Verhältnisse uns von unseren Vorräten und allen Mitteln, andere statt ihrer zu erlangen, trennen, und wir genötigt sind, einmal wirklich zu hungern und zu dursten. Der Besitz genügender Erwerbsmittel wiederum giebt in weitem Umfange die Sicherheit, sich, wenn es nötig wird, die erforderlichen Genußmittel zu verschaffen, und hebt insoweit Furcht und Sorge für die Zukunft, also die vorempfundenen Bedürfnisse auf. Wenn ich nur genügend Geld habe, mir alle Genußmittel, deren ich bedarf, zu rechter Zeit kaufen zu können, macht mir das Zusammenschmelzen meiner Vorräte an solchen geringe Sorge. Das Bedürfnis verliert damit nicht seine Bedeutung für mich, denn die Vorstellung von seiner Größe ist es ja eben, die mich bestimmt, wie ich meinen Vorrat von Geld, d. i. von Erwerbsmitteln, verwende; es ist aber nicht mehr *vorempfunden*, es ist nur noch *vorbedacht*. Ich stelle mir vor, wie groß die Unlust dieser oder jener Entbehrung für mich sein würde, und nach dieser Vorstellung richte ich meinen Wirtschaftsplan ein, ich empfinde dabei aber keine wirkliche Unlust, keine Sorge, insoweit es sich nämlich um Bedürfnisse handelt, die dabei jedenfalls zur Befriedigung kommen werden.

Nun decken aber die Erwerbsmittel nicht ein genau bestimmtes Quantum meines Bedarfs; von dem Ausfall meines Wirtschaftsplans und meiner wirtschaftlichen Thätigkeit nach diesem Plane hängt vielmehr ab, ob sie weit oder weniger weit

reichen werden, und gerade darauf, daß sie möglichst weit reichen, richtet sich die wirtschaftliche Überlegung. Es wird also bei Aufstellung des Wirtschaftsplans für eine Anzahl von Bedürfnissen ungewiß sein, ob sie befriedigt werden können oder nicht. Gerade auf diesen Teil des Bedarfs nun, auf dies ungewisse Stück richtet sich meine wirkliche, im Gefühl vorhandene Unlust und Sorge. Nicht ob ich überhaupt wohnen, sondern ob ich soviel Zimmer werde bewohnen können, als ich gern möchte und vielleicht auch könnte, macht mir Sorge. Denn auch diejenigen Bedürfnisse, die ich ganz gewiß nicht befriedigen kann, verursachen keine eigentliche Sorge, die sich immer aus Empfindung und Überlegung zusammensetzt. Sie sind höchstens empfunden, d. h. Gegenstand von Wünschen, kommen aber für die wirtschaftliche Überlegung nicht in Betracht. Die Summe der vorhandenen Sorge und Unlust wird sich also bei jeder wirtschaftlichen Überlegung auf dies letzte ungewisse Stück des Bedarfs verteilen müssen.

Nun kommt hier eine wichtige psychologische Erfahrungsthatsache in Betracht, diejenige nämlich, daß die Summe der Unlust, die gesamte Unzufriedenheit, die der Mensch empfindet, viel weniger von äußeren Umständen abhängig ist, als von ihm selbst, seiner Natur, seinem Charakter. Das gilt für die Wirtschaft sowohl wie für andere Lebensverhältnisse. Wohl giebt es besonders ungünstige Momente, in denen sich jeder unglücklich, besonders günstige, in denen sich jeder glücklich fühlen würde, aber für den gewöhnlichen Lauf des Lebens wird der mit zufriedenem Gemüt Begabte nur wenig wünschen und erstreben, mag er viel oder wenig besitzen, während der Unzufriedene ebenso immer nach vielem begehren wird. Nicht durch Summierung der ungewissen Bedürfnisse findet man daher die Menge der in jedem Moment vorhandenen Unlust, sondern umgekehrt, diese Menge ist das gegebene, in jedem Moment — in der Regel wenigstens — gleiche. Sie ist der Dividendus, in den sich die vorhandenen Bedürfnisse — nach ihrer Rangordnung — teilen.

Steigt bei sonst gleichen Umständen die Menge der vorhandenen Erwerbsmittel — nehmen wir der Einfachheit halber an des verfügbaren Geldes —, so wird der Kreis der ungewissen Bedürfnisse ein anderer werden. Diejenigen, deren Befriedigung vorher ungewiß war, sind nun gesichert und werden nicht mehr empfunden, dafür aber sind andere, die vorher unbewußt in uns schlummerten oder bloße Wünsche waren, nun mit der Möglichkeit ihrer Erfüllung zu Bedürfnissen geworden. Aber die Summe der Unzufriedenheit ist in beiden Fällen die gleiche geblieben. So kommt es, daß von den, im Reichtum Lebenden, Dinge, die von einem höheren Gesichtspunkte aus entbehrlich und überflüssig erscheinen, mit ebensolcher Heftigkeit begehrt werden, wie das tägliche Brot von dem Armen. Ihre Unzufriedenheit, die in ihnen selbst liegt, hat eben kein anderes Objekt, auf das sie sich richten könnte.

Hiernach erscheint denn freilich die ganze wirtschaftliche Überlegung und Thätigkeit als etwas im Grunde eitles, als die Jagd nach dem Glücke, das immer entflieht. Und bei den meisten Menschen ist sie das in der That; es ist eine Täuschung, daß sie glauben, durch wirtschaftliche Verwendung ihrer Mittel möglichst viel Genuß zu erlangen, denn sobald die Wünsche, die sie hegen, befriedigt sind, werden neue da sein. Freilich ist es eine sehr wohlthätige Täuschung, denn sie treibt sie zur Thätigkeit und Arbeit, und diese selbst wird ihnen dann in der Erinnerung häufig zum Genuß, dient oft zu ihrer sittlichen Vervollkommnung. Auch ist die Kehrseite des Gesagten nicht zu vergessen; wenn sich die Mittel vermindern, so ist das Unglück nicht gar so groß, als es anfangs erscheint, die Unzufriedenheit, die Unlust wird nicht größer als sie vorher war. Wir gewöhnen uns bald auf das, was wir früher für unentbehrlich hielten, da es nun doch unerreichbar ist, zu verzichten, unsere Sorge richtet sich ganz auf solche Dinge, die wir früher, als ihres Erwerbes sicher, nicht beachteten, und diese Sorge erfüllt uns ganz ebenso wie die frühere, nicht mehr und nicht weniger.

Drittes Kapitel.

Die praktische oder privatwirtschaftliche Wertschätzung.

Der Erwerb besteht im Geben und Nehmen. Was wir geben, sind, wie oben gezeigt wurde, Sachen oder Leistungen, eigene wie fremde; was wir nehmen, mögen es nun Genußmittel oder zunächst wieder andere Erwerbsmittel sein, sind Sachen und fremde Leistungen. Wir nehmen entweder von der Natur — bei der Produktion — oder von anderen Menschen — beim Tauschverkehr — und wir geben auch an die gleichen. Was nun auch das Gegebene und Genommene sein mag, wir müssen, um wirtschaftlich zu verfahren, prüfen, wie viel Lust wir mit jedem geben oder empfangen.

Diese Prüfung ist die praktische Wertschätzung, deren Gegenstände also sowohl Sachen als Leistungen, eigene wie fremde, sein können, und zwar sowohl diese Objekte selbst als auch der auf sie gerichtete Rechtsanspruch[1]. Praktisch nenne ich sie deshalb, weil sie ein Erzeugnis der praktischen, dem Willen dienenden Erkenntnis ist, weil sie aus dem Streben, zu leben und zu genießen, hervorwuchs und diesem Streben als Wegweiser dient. Sie ist gleichzeitig die privatwirtschaftliche Wertschätzung, weil der Zweck, dem sie dient, eben die

[1] der natürlich nur bei Sachen und fremden Leistungen vorkommt.

Wirtschaft des Einzelnen ist, sein Bemühen, möglichst viel Lust für möglichst wenig Unlust zu erkaufen. Erst mit der zunehmenden Selbständigkeit der Erkenntnis entwickelt sich neben dieser praktischen eine Reihe von theoretischen Wertschätzungen, deren erste Glieder der praktischen mehr oder weniger verwandt, deren letzte aber von ihr ganz unabhängig, rein theoretisch sind.

Uns wird zunächst die praktische Wertschätzung beschäftigen. Je nachdem es sich um Weggeben oder Empfangen handelt, schätzen wir mittels ihr Dinge, die in unserem Besitz sind, und solche, die es nicht sind. In beiden Fällen kann die Art der Schätzung wiederum eine doppelte sein, wir prüfen nämlich entweder, wieviel Lust von dem Besitz der geschätzten Sache selbst abhängig ist, oder wir prüfen, wieviel Unlust es erfordern würde, wenn wir uns diese Lust anders als durch die geschätzte Sache zu erwerben suchten. Die erste Art ist die Schätzung nach Nutzwert, die zweite die nach Kostenwert.

Wann wir die eine, wann die andere anwenden, steht nicht in unserm Belieben, es ergiebt sich vielmehr mit Notwendigkeit aus unserer wirtschaftlichen Lage. Wir werden das Gesetz, das hier waltet, im Laufe der Untersuchung finden, müssen uns aber zunächst den Nutzwert als den ursprünglicheren nebst seinen Arten völlig klar machen, und lassen daher den Kostenwert einstweilen ganz aus dem Spiele.

Denken wir uns einen Ansiedler, in einsamer Gegend wohnend, dem ein Gewehr zum Kaufe angeboten wird. Bis jetzt besaß er noch keins, es ist auch das ihm angebotene das einzige, das weit und breit zu haben ist. Um sich entscheiden zu können, ob er es kaufen soll, sucht er die Lust zu finden, die von seinem Besitze abhängig ist. Zu dem Zweck nun vergleicht er den Zustand, in dem er sich voraussichtlich befinden wird, wenn er fortfährt, mit Pfeil und Bogen sich zu behelfen, mit jenem anderen, der voraussichtlich eintreten wird, wenn er das Gewehr erworben hat. Er erkennt, daß er alsdann weit besser in der Lage sein wird, sich mit Nahrung zu versehen,

auch gegen die Angriffe wilder Tiere oder feindlich gesinnter Volksstämme weit geschützter sein wird. Der Zustand mit dem Gewehr enthält aller Voraussicht nach weit mehr Annehmlichkeit, weit mehr Lust als der ohne das Gewehr. Indem er das einsieht und das Gewehr als die Ursache dieses Mehr an Lust erkennt, hat er ihm Wert zugesprochen, und indem er dieses Quantum von Mehrlust als groß, mäßig oder gering anschlägt, hat er sich auch über die Größe des Werts ein Urteil gebildet. Ob er das Gewehr kaufen wird, ist damit freilich noch nicht entschieden, das hängt noch davon ab, wieviel Lust er mit dem geforderten Preise weggeben soll. Das aber interessiert hier auch nicht weiter; klar ist jedenfalls, daß er sich, um die Kaufentscheidung treffen zu können, ein Urteil über den Wert des Gewehres gebildet haben muß.

Praktische Wertschätzung ist, wie wir aus diesem Beispiel entnehmen, ein Urteil, ein Vorgang im Kopfe des Schätzenden, bei dem lediglich die Erkenntnis thätig ist. Das Ergebnis ist, daß die geschätzte Sache als wertvoll erscheint; es dünkt also dem Schätzenden der Wert eine Eigenschaft der Sache zu sein.

Das Urteil selbst besteht in einem Vergleich. Nicht die Sache selbst wird mit etwas anderem verglichen, sondern zwei Zustände werden gegeneinander gehalten. Beide Zustände liegen in der Zukunft, woraus sich weiter ergiebt, daß beide bloß vorgestellt, bloß hypothetisch sind. Beide werden als in demselben Zeitraum liegend, bestimmt und insoweit gleich vorgestellt, als alle äußeren Umstände bis auf den Hinzutritt oder das Fernbleiben der geschätzten Sache dieselben sein müssen und der Schätzende sich in beiden Fällen mit seinem Besitze möglichst wirtschaftlich verfahrend denkt.

Dasjenige, woraufhin die beiden Zustände verglichen werden, das tertium comparationis, ist das Quantum Lust, das jeder enthält. Beide Quanten müssen möglichst genau ermittelt, die Differenz zwischen ihnen muß festgestellt werden und nur, wenn der Besitzzustand einen Überschuß enthält, hat die Sache Wert.

Die Person, die das Urteil fällt, und die, deren Lust und

Unlust in Frage stehen, sind identisch: jeder fällt das praktische Werturteil für sich selbst.

Diese Sätze enthalten die Definition des Nutzwerts. Sie gelten in gleicher Weise wie bei dem gewählten Beispiel in allen Fällen. Es erhellt ohne weiteres, daß die Überlegung die gleiche sein würde, wenn es sich statt um Erwerben um Fortgeben des Gewehres handelte. Ebenso macht es keinen Unterschied, ob Sachen, Leistungen oder Rechte Gegenstand der Wertschätzung sind, desgleichen nicht, ob es sich um Erwerb durch Tausch oder durch Produktion handelt. Auch ob der zu erwerbende Gegenstand ein Genußmittel oder selbst wieder ein Erwerbsmittel war, ist gleichgültig, denn auch das Erwerbsmittel verschafft ja am Ende ein Quantum Lust, ist Ursache, wenn auch weiter zurück liegende Ursache eines solchen.

Die Bezeichnung Nutzwert ist gewählt, um nicht allzuweit von der üblichen Terminologie abzuweichen, obgleich nicht eigentlich Nutzen, sondern Lust den Gegenstand der Schätzung bildet. Nutzen ist etwas objektives, es ist das, was uns wirklich förderlich, heilsam ist, nicht das, was uns gefällt. Wohl wird von vernünftigen Menschen in der Regel das Nützliche erstrebt, ist also in unserem Sinne Lust für sie, es giebt aber auch Unvernünftige, die das Unnütze erstreben und das Nützliche verachten. Wert kann daher wohl dort sein, wo Nutzen ist, ist es aber nicht immer und braucht es seinem Begriffe nach nicht zu sein.

Zukünftige, vorgestellte Lust ist der Inhalt des Werts, nicht wirkliche, erlebte. Der Ansiedler hat vielleicht von seinem Gewehr die Annehmlichkeiten gar nicht, die er beim Kaufe erwartete; es schießt viel schlechter als ihm schien, vielleicht zerbricht es ihm auch schon auf dem Heimweg. Oder die Annehmlichkeiten sind viel größer. Er wird in den nächsten Tagen von Feinden überfallen und verdankt nur dem Gewehre sein Leben. In der Erinnerung sieht die von dem Gewehre verursachte Lust daher vielleicht ganz anders aus, als wie sie beim Kaufe erschien. Für den praktischen Wert ist alles das gleichgültig. Er ist da vorhanden, wo auch gar keine Lust eintreten

wird, wenn nur welche vorgestellt wird; er ist da nicht vorhanden, wo keine vorgestellt wird, wenn auch später welche eintritt; er ist so groß, wie die Lust in der Voraussicht erscheint, nicht so groß, wie sie in Wirklichkeit sein und in der Erinnerung scheinen wird. Denn nur diese vorausblickende Vorstellung kann mich zu wirtschaftlichen Handlungen bestimmen.

Daß aller praktische Wert auf die Zukunft gerichtet ist, ist eine Thatsache, deren man sich gewöhnlich wenig bewußt ist. Es giebt keinen praktischen Wert, der in gegenwärtigem Nutzen bestände. Eine Sache, die mir zwar im Augenblicke noch nützt, aber in keiner Zukunft, auch nicht in der allernächsten mehr Lust gewähren wird, kann nicht Gegenstand meiner Wertschätzung sein, ihr Verlust würde mein Wohlbefinden in keiner Weise beeinflussen, es liegt mir also weder etwas daran, sie zu bewahren, noch sie zu erwerben. Nicht nur Lust in naher, sondern auch solche in ferner Zukunft, nicht nur gewisse, sondern auch nur wahrscheinliche Lust macht ihre Ursache wertvoll, es wird nur dann die Lust nach dem Verhältnis ihrer Entfernung oder nach der Wahrscheinlichkeit ihres Eintritts zu einem größeren oder geringeren Prozentsatz veranschlagt, wie das schon oben dargelegt wurde.

Bei Schopenhauer, an dessen Philosophie wir ja schon mehrfach anknüpften, finden sich auch einige beachtenswerte Worte über den Wert. In einer Polemik gegen Kant, der von einem absoluten, unvergleichbaren Werte gesprochen hatte, sagt er folgendes: „Jeder Wert ist eine Vergleichungsgröße und sogar steht er notwendig in doppelter Relation; denn erstlich ist er relativ, indem er für jemanden ist, und zweitens ist er komparativ, indem er im Vergleich mit etwas anderem, wonach er geschätzt wird, ist. Aus diesen zwei Relationen hinausgesetzt, verliert der Begriff Wert allen Sinn und Bedeutung." Man hat oft bestritten, daß jeder Wert komparativ sei, und eingewendet, man spreche auch einer Sache Wert zu, ohne sie mit irgend einer andern zu vergleichen und an dieser die Größe ihres Wertes zu messen. Das ist richtig, ein Vergleich von zwei

Sachen findet nicht immer statt, wohl aber stets ein Vergleich von zwei Zuständen. Ich weiß nicht, ob Schopenhauer dies gemeint hat, nehmen wir aber seinen Ausspruch in diesem Sinne, so ist er völlig richtig; es wird sich zeigen, daß seine beiden Relationen in der That das Wesentliche des Wertes sind, wir werden sie nicht nur beim Nutzwert, nicht nur beim praktischen Wert überhaupt, sondern bei jedem Wert wiederfinden.

Setzen wir nun Nutzwert und Bedürfnis zu einander in Beziehung. Die Erkenntnis des Nutzwerts geht dem Entstehen der Bedürfnisse vorauf. Zuerst wird der Wille allein thätig in dem Streben nach Lust schlechthin. Dann kommt seine Gehülfin, die Erkenntnis, findet in den Außendingen die Ursachen künftiger Lust und spricht ihnen Wert zu. Nun ist wieder die Reihe am Willen, er richtet sich auf die Außendinge und wird zum Bedürfnis.

Bedürfnis und Wert haben das gemeinsam, daß sie beide durch Lust und Unlust meßbar sind; Bedürfnis entspricht einem Quantum Unlust, Wert einem Quantum Lust. Beide müssen sich daher auf ihre Größe vergleichen lassen.

Es liegt nahe, zu sagen: der Nutzwert einer Sache ist so groß wie das Bedürfnis, das zu befriedigen sie ihrer Art nach geeignet ist. Das wird auch in vielen Fällen ganz richtig sein. Wenn ich mir ein Haus kaufe, so werde ich seinen Nutzwert so hoch anschlagen wie alle Bedürfnisse, die durch seinen Besitz befriedigt werden, eine Flasche Wein wird meinem Bedürfnis nach gutem Getränk, ein Theaterbillet meinem Bedürfnis nach der gesuchten Abendunterhaltung gerade entsprechen. Die Größe des Werts ist hier also gleich der Größe des Bedürfnisses und hängt von denselben Umständen ab, die dessen Größe bestimmen, also von Individualität und Lage des Schätzenden.

Aber nicht immer ist das Verhältnis so einfach, es kompliziert sich durch zweierlei nämlich:

1. dadurch, daß ich schon im Besitz von andern Sachen sein kann, die gleiche Bedürfnisse wie die zu schätzende Sache befriedigen,

2. dadurch, daß die zu schätzende Sache geeignet sein kann, mehrere Bedürfnisse alternativ (d. h. nur das eine oder das andere) zu befriedigen.

Es ergeben sich durch Kombination dieser Möglichkeiten folgende Regeln:

1. Kann die Sache mehrere Bedürfnisse alternativ befriedigen, und sind alle diese Bedürfnisse noch ungedeckt, so wird sie gleich dem höchsten von ihnen geschätzt. Korn kann als Nahrungsmittel, zur Aussaat, oder zum Viehfutter benutzt werden. Hat ein isolierter Wirtschafter noch gar keine Vorräte von Nahrungsmitteln, so wird er eine Quantität Korn, die ihn eine geraume Zeit vor Hunger schützen kann, gleich dem höchsten der drei Bedürfnisse, dem Bedürfnis nach der notwendigsten Nahrung schätzen[1].

2. Ist eins oder sind einige der Bedürfnisse, die die Sache befriedigen könnte, auch ohne sie durch den sonstigen Besitz gedeckt, so wird sie gleich dem höchsten noch ungedeckten Bedürfnis, das sie befriedigen kann, geschätzt. Ist der isolierte Wirtschafter durch andere Vorräte, sei es von Korn, Mehl, Vieh oder Schiffszwieback mit Nahrungsmitteln bis zur nächsten Ernte gedeckt, so wird er das Korn wirtschaftlicherweise zur Aussaat verwenden und gleich den Bedürfnissen, die die nächste Ernte befriedigen soll, schätzen. — Hat er auch schon genug ausgesät, so schätzt er es nur noch als Viehfutter.

3. Sind alle Bedürfnisse, die er durch die Sache befriedigen könnte, schon ohnedies gedeckt, so schätzt der Wirtschaftende sie gar nicht, sie kann ihm trotz ihrer nützlichen Eigenschaften in seiner gegenwärtigen Lage nichts nützen, ihr Wert ist gleich null.

---

[1] Ich bilde das hier gebrauchte Beispiel dem nach, das von Böhm-Bawerk in seinen „Grundzügen der Theorie des wirtschaftlichen Güterwerts" (Jahrb. f. Nat.-Ök. 1886) bringt.

Hat der isolierte Wirt Lebensmittel, Aussaat und Viehfutter so viel, als er bedarf, so ist ihm weiteres Korn wertlos.

Das sind die drei wichtigsten Fälle; es können auch noch weitere Kombinationen eintreten. Wenn zwei Sachen verschiedene Reihen von Bedürfnissen alternativ befriedigen, in beiden Reihen aber einige Bedürfnisse gleich sind, so kann sich ergeben, daß eine Sache gleich einem Bedürfnis geschätzt wird, das sie selbst gar nicht befriedigen kann. Denken wir, der isolierte Wirtschafter wünschte sich ein Pferd zum Reiten und Fahren, kann das aber nicht haben, weil er das einzige, das er besitzt, zur Feldarbeit dringend bedarf. Nun hat er Gelegenheit, einen Ochsen zu erwerben, der ihm die Feldarbeit ebenso gut verrichtet. Dadurch würde also das Pferd zum Reiten und Fahren frei. Richtigerweise schätzt er den Ochsen gleich den Annehmlichkeiten, die ihm das Reiten und Fahren bereitet, denn diese sind der Vorteil, den ihm sein Besitz bringt.

Alle diese Entscheidungen über den Wert ergeben sich aus der Anwendung der oben bei der Wertdefinition gegebenen Regel: ich schätze stets unter der Annahme, daß ich in beiden verglichenen Zuständen mit meinem Besitz möglichst wirtschaftlich verfahren werde.

Habe ich eine Quantität von Korn im Besitz, von der ich ein Drittel zur Nahrung, ein Drittel zur Aussaat und ein Drittel zum Viehfüttern, also jedes für ein sehr verschieden wichtiges Bedürfnis verwenden will, so kann ich die drei der Qualität nach ganz gleichen Teile doch nicht verschieden schätzen. Denn welchen ich auch fortgäbe, ich würde die beiden übrig bleibenden zu der Befriedigung der beiden wichtigsten Bedürfnisse verwenden, und nur das unwichtigste unbefriedigt lassen. Ich werde also *jedes* der drei in meinem Besitz befindlichen Quanten gleich dem *unwichtigsten* Bedürfnisse schätzen. Zwei Quanten werde ich aber nicht doppelt so hoch wie eins, sondern höher schätzen, nämlich gleich den beiden letzten Bedürfnissen, dem nach Viehfutter und dem nach Aussaat. Drei werden viel mehr als dreimal so hoch geschätzt wie eins, denn von dem

Besitz des ganzen Vorrats hängt die Befriedigung aller drei Bedürfnisse, also auch des dringenden Lebensbedürfnisses nach Nahrung ab.

Umgekehrt wird das Bild, wenn die drei Teilquanten nicht in meinem Besitz sind. Das erste Quantum werde ich sehr hoch schätzen, da es dem Lebensbedürfnis dient, ein doppelt so großes Quantum nicht doppelt so hoch, sondern geringer, ein dreifach so großes verhältnismäßig noch geringer, und wenn das mir angebotene vier- oder fünffach so groß wäre, so würde sein Wert nicht weiter zunehmen.

Die hier gegebenen Regeln sind gefunden und gelten zunächst nur für die isolierte Wirtschaft; inwiefern sie sich im Gebiet des Tauschverkehrs ändern, wird später zu erörtern sein.

Im wesentlichen enthält das hier Gesagte den Kern der in neuerer Zeit aufgestellten sogenannten Grenzwerttheorie. Unter Grenzwert oder Grenznutzen wird der geringste Nutzen verstanden, zu dem ich eine von mir besessene Sache wirtschaftlicherweise noch verwende. Die Theorie ist zuerst von Menger in seinen 1872 erschienenen Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre vorgetragen, später besonders durch Wieser, der zuerst die Bezeichnung Grenznutzen gebrauchte, und von Böhm-Bawerk fortgebildet worden. Sie bedeutet ohne Zweifel einen Fortschritt in der Erkenntnis des Wertproblems. Leider sind die Vertreter dieser Theorie in der weiteren Ausarbeitung ihres Gedankens auf Irrwege geraten und zwar hauptsächlich durch zwei Fehler: einmal, daß sie dem Kostenwert nicht die gesonderte Stellung anwiesen, die ihm gebührt, sodann dadurch, daß sie zwischen subjektiven und objektiven Bestimmungsgründen des Werts nicht scharf genug unterschieden. Wir werden auf beide Punkte an geeigneter Stelle zurückkommen.

Die geschätzten Dinge sind uns wertvoll, entweder als Genuß- oder als Erwerbsmittel. Darnach kann man den Nutzwert einteilen in Genuß- und Erwerbswert. Der Erwerbswert

muß natürlich auch auf Lust, auf Genuß zurückgeführt werden, er ist so hoch wie der Mehrgenuß, den mir der Besitz der Erwerbsmittel — unter Voraussetzung wirtschaftlicher Verwendung — schließlich verschafft. Genuß sowohl wie Erwerb können durch Verbrauch und Nutzung der geschätzten Sache erfolgen, was wieder bei beiden zwei Unterarten, den Verbrauchs- und den Nutzungswert ergiebt. Ein und dieselbe Sache kann häufig sowohl als Genuß- wie als Erwerbsmittel, sowohl durch Gebrauch wie durch Nutzung dienen. Hier entscheidet sich nach den im vorigen Absatz gefundenen Regeln, nach welcher Verwendungsart sie geschätzt wird, welcher der möglichen Werte ihr wirklicher ist. Es ist das stets der höchstmögliche; die höchste Lust, die die Sache gewähren kann und die nicht schon durch den anderweitigen Besitz gesichert ist, entscheidet. Nützt mir also eine Sache als Erwerbsmittel mehr wie als Genußmittel, bringt sie mir in dieser Verwendung mehr schließliche Lust, so schätze ich sie auch als Erwerbsmittel — sofern ich den Erwerb, auf den es ankommt, nicht schon durch meinen übrigen Besitz gedeckt habe.

Die genannten Wertarten kommen schon in der isolierten, der Robinsonswirtschaft, vor. Erwerb giebt es in dieser Wirtschaft allerdings nur in einer Form; er ist stets Produktion und zwar Produktion von Genußmitteln zum eigenen Gebrauch, Eigenproduktion[1]. Statt von Erwerbswert können wir daher hier von Eigenproduktionswert sprechen. Produktivmittel sind sowohl Rohstoffe, die verbraucht, als Grund und Boden, Werkzeuge und dergleichen, die gebraucht werden. Die in der isolierten Wirtschaft möglichen Wertarten fassen wir unter dem Namen Eigengebrauchswert zusammen.

Eigengebrauchswert giebt es natürlich auch für die durch den Tauschverkehr verbundenen Wirtschaften. Daneben aber kennen diese Wirtschaften noch andere Wertarten, der mannig-

---

[1] oder was auf dasselbe hinauskommt, Produktion von Produktivmitteln, die zur Herstellung solcher Genußmittel zum eigenen Gebrauch dienen.

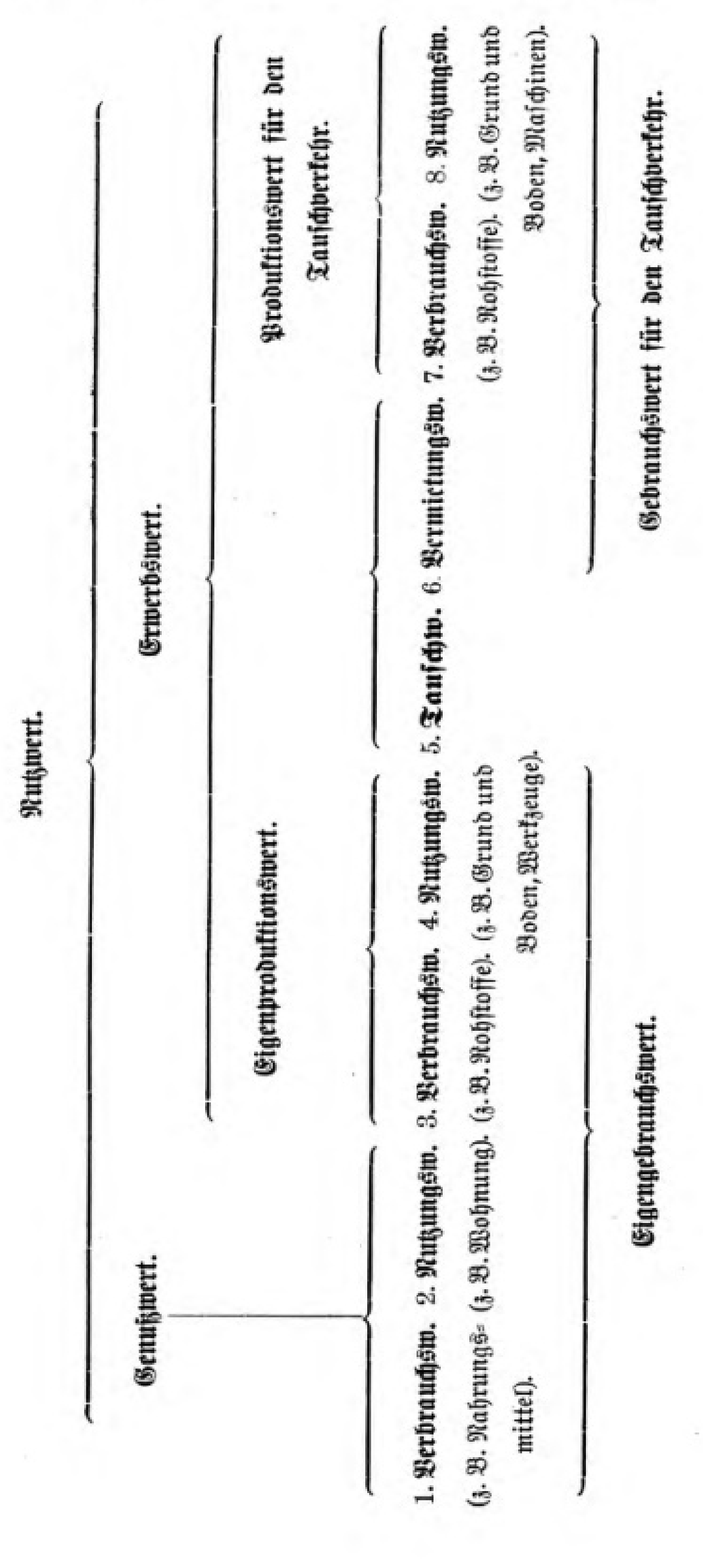
faltigeren Form ihres Erwerbes entsprechend. Ich kann Sachen dadurch zum Erwerb verwenden, daß ich sie fortgebe und mir andere Sachen von Wert dafür wiedergeben lasse. Die Fortgabe kann eine dauernde, definitive sein, dann handelt es sich um einen Tausch (Verkauf) oder ein nur zeitweiliges Überlassen an einen andern gegen das Versprechen der Rückgabe, dann handelt es sich um Geschäfte wie Vermieten, Verpachten, Darlehn[1] und ähnliches. Im ersten Falle sprechen wir vom Tausch-(Verkaufs-)Wert der Sache, den zweiten wollen wir als Vermietungswert bezeichnen, da es an einem gemeinsamen, diese verschiedenartigen Veräußerungen überdeckenden Ausdruck fehlt. In beiden Fällen ist der Wert der Sache gleich dem derjenigen Güter, die ich zurückerhalte, beim Tauschwert also gleich dem ertauschten Gut, beim Vermietungswert gleich dem Mietzinse (der Pacht, den Zinsen) plus dem Wert der Sache bei der Rückgabe, der, weil in der ferneren Zukunft liegend, entferntere Bedürfnisse befriedigend, geringer als ihr gegenwärtiger Genußwert ist.

Ferner können mir Sachen als Produktivmittel dienen, ohne daß ich ihre Produkte zum eigenen Genuß verwende; ich produziere für den Tausch, für den Verkauf. Wir wollen den Wert, den die Sachen durch solche Verwendung erhalten, als Produktionswert für den Tauschverkehr dem Eigenproduktionswert entgegenstellen. Er wird bestimmt durch den Wert des Erlöses der produzierten Sachen. Auch er kann Verbrauchswert sein — bei Rohstoffen und dergleichen — oder Gebrauchswert bei Grund und Boden, Maschinen, Fabriken u. s. w.

Wir erhalten demnach folgendes Schema der Nutzwertarten:

---

[1] wobei ich als hier nicht in Betracht kommend außer acht lasse, daß beim Darlehn nicht die Rückgabe der individuellen Sache, sondern die einer gleichen versprochen wird.


Nutzwert.
Genußwert.
Erwerbswert.
Eigenproduktionswert.
Produktionswert für den Tauschverkehr.
1. Verbrauchsw. (z. B. Nahrungs- mittel).
2. Nutzungsw. (z. B. Wohnung).
3. Verbrauchsw. (z. B. Rohstoffe).
4. Nutzungsw. (z. B. Grund und Boden, Werkzeuge).
5. Tauschw.
6. Vermietungsw.
7. Verbrauchsw. (z. B. Rohstoffe).
8. Nutzungsw. (z. B. Grund und Boden, Maschinen).
Eigengebrauchswert.
Gebrauchswert für den Tauschverkehr.

1.—4. und 6.—8. bilden in diesem Schema zusammen den Gebrauchswert, im Gegensatz zu Nr. 5, dem Tauschwert.

Tauschwert oder, wenn es sich um den Erwerb von Geld handelt, Verkaufswert in dem hier gebrauchten Sinne ist nicht mit dem sogenannten objektiven Tauschwert zu verwechseln, der ohne Beziehung auf eine bestimmte Person nur das Verhältnis bezeichnet, in dem eine Sache sich gegen eine andre austauscht. Tauschwert bedeutet hier immer ein Quantum von Lust, nämlich diejenige Menge Lust, die mir das ertauschte Gut (wenn es sich um Geld handelt, das erlöste Geld) voraussichtlich bereiten wird. Er ist daher wie aller praktische Wert streng subjektiv, gilt für eine bestimmte Person zu einem bestimmten Zeitpunkte.

Die Einteilung des Nutzwertes in Gebrauchs- und Tauschwert, wie sie sich aus obigem Schema ergiebt, ist eine erschöpfende; jeder Nutzwert ist darnach entweder Gebrauchs- oder Tauschwert. In der Theorie wird unter Gebrauchswert sehr häufig nur der Eigengebrauchswert verstanden und an den Gebrauchswert für den Tauschverkehr nicht gedacht[1]. Das hat einmal den Nachteil, keine erschöpfende Einteilung zu geben, sodann trennt man sich ohne zwingenden Grund vom Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens. Denn wenn wir im gewöhnlichen Leben von Gebrauchswert sprechen, denken wir ebenso oft an die drei Arten des Gebrauchswerts für den Tauschverkehr wie an den Eigengebrauchswert. Der Pferdeverleiher, der vom Gebrauchswert seiner Pferde im Gegensatz zu ihrem Tauschwerte spricht, denkt an den Vermietungswert, den sie für ihn haben, der Fabrikant, der vom Gebrauchswert seiner Rohstoffe und seiner Maschinen, der Landwirt, der vom Gebrauchswert seines Saatgutes und Zugviehes spricht, sie denken nicht an den Gebrauch für den eigenen Genuß oder die Eigenproduktion, sondern an Verbrauch und Nutzung dieser Dinge zur Produktion für den Tauschverkehr.

[1] So verstehe ich z. B. Roschers Definition in den Grundlagen der Nationalökonomie § 4.

Noch sei zweier Wertarten gedacht, die füglich dem Genußwert zu subsumieren sind, und von denen der eine nur geringe, der andere sehr große Bedeutung hat, es sind dies der Schenkungs- und der Erfüllungswert. Schenkungswert hat eine Sache für mich, wenn der höchste Genuß, den ich mir durch ihre Verwendung bereiten kann, darin besteht, daß ich sie jemand anderem schenke. Es giebt Dinge, die fast ausschließlich Schenkungswert haben, so z. B. gewöhnlich die eigenen Photographien für den Besitzer. Der Wert ist also hier gleich der Freude, die mir das Schenken bereitet; verliere ich die Sache, so geht mir nichts als diese Freude verloren.

Erfüllungswert hat eine Sache für mich, wenn ich sie dazu verwenden will, eine mir obliegende Verpflichtung zu erfüllen, sei es, daß es sich um eine rein moralische, ein Versprechen, sei es, daß es sich um eine rechtliche, einen Vertrag, eine Steuer, Tributpflicht oder dergleichen handelt. Hier entspricht der Wert der Unlust, die mir die Nichterfüllung meiner Verpflichtung bereiten würde, mag sie nun lediglich in Gewissensvorwürfen oder in Benachteiligung meines guten Rufes, in civilrechtlichen Nachteilen oder gar in Strafen bestehen. Sehr oft ist diese Bedeutung eine weit größere als der Wert, den die Sache sonst haben würde. Wenn ich Geld zur Bezahlung von Steuern oder von fälligen Wechseln gebrauche, so schätze ich es nicht darnach, was ich mir dafür kaufen könnte, sondern nach den sehr empfindlichen Unannehmlichkeiten, die mir sein Besitz erspart. Ich bin deshalb bereit, für den Erwerb dieses Geldes weit höhere Opfer zu bringen, als durch den Tauschwert, den es für mich hat, irgend gerechtfertigt erscheint. Dieser Erfüllungswert, beim Gelde passend Zahlungswert genannt, spielt im Wirtschaftsleben eine außerordentlich große Rolle[1];

[1] In der Geldlehre z. B. wird er bei Erklärung der Scheidemünze, des Zwangskurses, der Steuerfundation des Papiergeldes nicht zu entbehren sein. Beim Termingeschäft erklärt er das plötzliche Ansteigen der Kurse bei einer Ware, die in großen Mengen auf Lieferung verkauft ist. Sie hat für die Verkäufer nun einen Erfüllungswert, der ihren sonstigen Wert weit übersteigt.

er ist in den Werttheorien, soviel ich gesehen habe, bisher noch gar nicht behandelt worden[1].

Für die verschiedenen Nutzwertarten gilt auch im Tauschverkehr dieselbe Regel, die wir für die isolierte Wirtschaft fanden: die bestmögliche Verwendung der Sache bestimmt ihren Wert — soweit diese Verwendung nicht schon durch den übrigen Besitz gedeckt ist Eine Sache, die ich sowohl als Produktivmittel gebrauchen wie auch verkaufen kann, werde ich nach Gebrauchswert schätzen, falls ihr Gebrauch mir mehr Lust verspricht, als ich mir mit dem Verkaufspreis, den sie ergäbe, verschaffen könnte, aber nur dann, wenn mir nicht mein übriger Besitz diesen Gebrauchsvorteil bereits sichert. Daher werde ich vielleicht ein Exemplar eines Buches, das ich besitze, nach Gebrauchswert schätzen, ein zweites wird für mich nur noch Tauschwert haben.

Bisher haben wir, auch soweit wir den Tauschverkehr mit heranzogen, nur auf das gesehen, was die Sachen leisteten, was ihre Verwendung, ihr Besitz für Annehmlichkeiten versprach. Für die praktische Wertschätzung kommt aber noch ein zweiter nicht minder wichtiger Umstand in Betracht, was sie kosten, was für Opfer ich bringen muß, um ihren Besitz zu erlangen.

Die Kosten einer Sache bestehen in der Summe der Erwerbsmittel, die ich hingeben muß, um diese Sache zu erwerben. Nach den beiden Arten des Erwerbs sind es entweder Produktions- oder Tauschkosten. Produktionskosten kommen schon in der isolierten Wirtschaft vor, Tauschkosten selbstverständlich nur in der Tauschwirtschaft. Kosten kann alles sein, was Erwerbsmittel sein kann, also Sachen sowohl wie fremde und eigene Leistungen. Die Kosten sind häufig aus verschiedenen Arten dieser Erwerbsmittel, wie z. B. Sachen und eigener Arbeitskraft zusammengesetzt.

---

[1] Die Zahlungsfunktion des Geldes hat Knies (Geld und Kredit) behandelt.

Wenn die Kosten einen Einfluß auf die Wertschätzung haben sollen, so wird es darauf ankommen müssen, wieviel erwartete Lust ich mit den Kostengütern weggebe, wieviel Unlust mir ihr Fortgeben bereitet. Wir wollen das zunächst prüfen und dabei zwischen Sachen und fremden Leistungen einerseits und eigener Leistung, der Verausgabung eigener Arbeitskraft, andrerseits unterscheiden.

Wenn ich eine Sache[1] besitze, die nur zu einer einzigen Art des Erwerbs verwendbar ist, auch keinerlei Genußwert hat, so bringe ich, indem ich sie zu dieser Art des Erwerbs verwende, offenbar gar kein Opfer. Besitzt Robinson ein Stück Tuch, mit dem er vernünftigerweise gar nichts anderes anfangen kann, als daß er sich einen Rock daraus macht, so bringt er gar kein Opfer, wenn er das Tuch wirklich dazu verwendet. Das gleiche ist der Fall, wenn er eine Quantität Korn besitzt, mit der er, da alle seine übrigen Bedürfnisse nach Korn gedeckt sind, gar nichts anderes anzufangen weiß, als daß er sie zur Aussaat benutzt; er bringt kein Opfer, es entgeht ihm kein Genuß, wenn er das Korn wirklich aussät. Besitze ich eine Urkunde, die nur für eine bestimmte Person, sonst aber für niemanden Nutzwert hat, so bringe ich gar kein Opfer, wenn ich ihr diese Urkunde aushändige.

Anders, wenn die Sache außer dem Wert zu diesem einen Erwerbe noch einen anderweitigen Nutzwert hatte. Hier bringe ich, indem ich sie zu der *einen* Art des Erwerbs verwende, ein Opfer in der Höhe des *anderweitigen* Nutzwerts. Bedurfte Robinson außer des Rocks noch eines Segels, zu dem er das Stück Tuch gleichfalls verwenden konnte, so verzichtet er, indem er den Rock macht, auf alle Annehmlichkeiten, die ihm aus dem Besitz des Segels erwachsen würden, bringt also ein Opfer gleich dem Nutzwert des Segels. Konnte er das Korn statt zur Aussaat zu reichlicherer Nahrung verwenden und säet

[1] Der Kürze halber spreche ich wieder nur von Sache und bitte den Leser, die sinngemäße Anwendung auf fremde Leistung selbst zu machen.

es doch aus, so bringt er für den Erwerb der Nahrungsmittel des nächsten Jahres ein Opfer: er hungert in diesem. Hat die Urkunde, die ich besitze, für zwei Personen Wert, die mir beide verschiedene Gegenstände dafür bieten, so opfere ich, indem ich sie dem einen gebe, das, was ich von dem andern dafür erhalten hätte.

Hat die Sache nicht nur einen, sondern eine Reihe anderweitiger Nutzwerte, so ist das Opfer, das ich bringe, wenn ich sie zum Erwerb verwende, stets ihr höchster anderweitiger Nutzwert; hätte Robinson sein Tuch außer zu einem Segel noch zu einem Zeltdach oder zu Fenstervorhängen verarbeiten können, so wird er sein Opfer doch gleich dem eines Segels schätzen, wenn ihm die Verwendung zu einem Segel nächst der zu einem Rocke die wertvollste gewesen wäre.

Das Sachopfer beim Erwerb, sagen wir allgemein, ist daher stets gleich dem anderweitigen höchsten Nutzwert der hingegebenen Sache, woraus auch folgt, daß es gleich null, wenn ein anderweitiger Nutzwert nicht vorhanden ist.

Etwas anders steht es mit dem Arbeitsopfer, dem Opfer an eigener Arbeitskraft. Nehmen wir zunächst auch an, die Arbeitskraft habe keinen anderweitigen Nutzwert, lasse sich zu gar nichts als zu dem einen Erwerb, um den es sich gerade handelt, verwerten. Robinson möge gar nichts zu thun wissen, als sich eine Hütte zu bauen, ein Handarbeiter seine Leistungen nur einem Fabrikherren, dem einzigen in der ganzen Gegend anbieten können. Ihre Arbeitskraft hat hier offenbar nur einen Nutzwert, keinen anderweitigen. Dennoch bedeutet die Leistung der Arbeit ein Opfer, sie ist gleich der Unlust, der Mühe, die das Arbeiten — in der Regel wenigstens — verursacht.

Die Unlust der Arbeit, die Arbeitsmühe ist nichts konstantes, etwa bei demselben Menschen zu jeder Zeit gleiches, sie ist im Gegenteil ein sehr veränderliches Ding, das mit der Dauer der Arbeit wächst und nach ihrer Art sehr verschieden sein kann. Während die ersten Stunden der Arbeit einem

thätigen Menschen wenig Mühe machen, ja gern geleistet werden, kommt doch nach einiger Zeit bald ein Punkt, von dem ab das Weiterarbeiten Unlust macht, ermüdet. Diese Unlust steigert sich von Stunde zu Stunde, so daß die elfte und zwölfte Arbeitsstunde an einem Tage in der Regel mehr Unlust erregen, mehr Erschöpfung verursachen werden als die ganze übrige Arbeitszeit. Erst nach angemessener Pause verschwindet die Arbeitsunlust und Arbeitslust stellt sich wieder ein. Ebenso wie am Tage geht es in größeren Zeitabschnitten. Auch bei einer angestrengten Arbeit von mehreren Wochen oder Monaten wird der letzte Zeitabschnitt größere Unlust verursachen als der erste und das Bedürfnis einer längeren Pause wird sich einstellen.

Außer dieser durch die Zeit bedingten Größenänderung bewirkt die Arbeitsart große Unterschiede. Anstrengende und leichte, angenehme und unangenehme, ja abstoßende Arbeiten sehen wir in unzähligen Abstufungen.

Das Arbeitsopfer ist nun mindestens gleich der mit der Arbeit verbundenen Unlust — in der Größe, wie sie im Momente der Schätzung erscheint.

Mindestens ist es so groß; denn die Arbeit kann auch höheren anderweitigen Nutzwert haben. Robinson könnte seine Arbeitskraft statt zum Bau der Hütte vielleicht auch noch zum Bau eines Bootes verwenden und auch dieses Boot erschiene ihm so wertvoll, daß er die Arbeitsmühe des Baues nicht scheuen würde. Baut er dennoch die Hütte, so ist sein Opfer größer als das bloßer Arbeitsmühe; er opfert den Genuß, den das Boot ihm gewährt hätte. Der Handarbeiter, der seine Leistungen sonst zur Bestellung des eigenen Gartens verwenden würde, verzichtet auf den Nutzen, den ihm diese Thätigkeit gewährte, wenn er sich dem Fabrikherren verdingt.

Das Arbeitsopfer ist also ebenfalls gleich dem höchsten anderweitigen Nutzwert der Arbeit, mindestens aber gleich der mit der Arbeit verbundenen Unlust.

Was wir mit der Arbeit opfern, ist eigentlich die Annehmlichkeit, der Genuß der Muße. Können wir uns für das Opfer

dieses Genusses nicht sonst etwas besseres erwerben, so bestimmt er das Maß der entgangenen Lust. —

Bestehen die Kosten einer Sache aus Opfern an Sachen und eigener Arbeitskraft, so muß man natürlich die mit beidem hingegebene Lust addieren, um die Gesamtgröße des gebrachten Opfers sich vorstellen zu können.

Der Nutzwert einer Sache, also die Annehmlichkeit, die ich von ihr erwarte, und ihre Kosten, also die Unannehmlichkeiten, die mir ihr Erwerb verursacht, stehen in keinem Zusammenhange, sind voneinander durchaus unabhängig. Güter von hohem Nutzwert werden oft mit geringen Kosten erworben, ja eine Reihe der wichtigsten, Licht, Luft, Wasser, stellt uns die Natur kostenlos zur Verfügung. Bei anderen wieder kommen die Kosten dem Nutzwert sehr nahe, bei noch anderen übersteigen sie ihn.

Häufig kann ein und dieselbe Sache auf sehr verschiedene Art, mit sehr verschiedenen Kosten erworben werden. Wirtschaftlicherweise wird sie natürlich stets mit den geringstmöglichen Kosten erworben. Diese *geringstmöglichen* Kosten sind stets zu verstehen, wenn im weiteren von Kosten gesprochen wird.

Die Differenz zwischen Nutzwert und Kosten muß, wenn ich zum Erwerbe schreiten soll, eine positive sein, für den Nutzwert einen Überschuß an Lust ergeben. Dieser Überschuß ist der *Erwerbsgewinn*. Jeden gewinnbringenden Erwerb werde ich wirtschaftlicherweise auch machen, denn ich vergrößere dadurch das Maß der mir erreichbaren Lust. Sachen, bei denen der Nutzwert die Kosten überschreitet, bezeichnen wir als *erwerbswürdig*.

Es war bereits zu Anfang gesagt, daß wir die Sachen mitunter nach dem schätzen, was für Lust sie uns bringen, also nach Nutzwert, mitunter nach dem, was für Lust sie uns kosten, also nach Kostenwert, nunmehr wollen wir prüfen, wann das eine, wann das andere der Fall ist. Wir unterscheiden dabei,

ob es sich um Sachen handelt, die nicht in unserm Besitz oder um solche, die in unserm Besitz sind.

Sachen, die nicht in unserm Besitz sind, werden bei der praktischen Wertschätzung dann geschätzt, wenn wir prüfen, ob wir sie erwerben sollen. Hier nun schätzen wir stets nach Nutzwert, denn eben die Frage, ob dieser Nutzwert die Kosten übersteigt, ist es ja, was über den Erwerb entscheidet. Will ich mir ein Haus, ein Buch, eine Maschine, ein Grundstück kaufen, so muß ich mich fragen: was nützt mir die Sache, wieviel Lust bringt sie mir; darnach schätze ich sie und bestimme ihren Wert. Ist dieser Wert größer, als die Kosten sein werden, so ist die Sache erwerbswürdig.

Ist die Sache dagegen in meinem Besitz, so ist das, was ihr Erwerb mich gekostet hat, gleichgültig; es hat nur ein retrospektives, kein praktisches Interesse mehr. Sehr wichtig dagegen ist, was mich der Wiedererwerb einer gleichen oder ähnlichen Sache, einer Sache, die die gleiche Lust verursacht, kosten würde. Geht mir die Sache verloren und eine gleichartige Sache wäre für mich wiedererwerbswürdig (d. h. der Nutzwert einer solchen Sache würde ihre Kosten überschreiten), so werde ich sie offenbar auch wiedererwerben. Es würde also mit dem Verlust der ersten Sache nicht ihr Nutzwert für mich verloren gehen, sondern nur die Unlust eines zweiten Erwerbs für mich entstehen. Gehen mir die Nahrungsmittel für den gegenwärtigen Tag verloren, so werde ich offenbar nicht Hunger leiden, sondern mir andere, die den gleichen Zweck erfüllen, wiedererwerben. Ich schätze die Nahrungsmittel, die in meinem Besitz sind, mithin nicht nach ihrem Nutzwert, sondern nach ihren Wiedererwerbskosten, nach Kostenwert. Habe ich mir dagegen irgend einen teueren Gegenstand, ein Kunstwerk, ein Schmuckstück oder dergleichen, gekauft, den im Falle des Verlustes wiederzuerwerben mir meine Mittel nicht gestatten, so schätze ich ihn nach seinem vollen Nutzwert, denn dieser würde mir mit dem Verluste entgehen.

Sachen, die in meinem Besitz sind, schätze ich also:

a) nach Kostenwert, wenn sie wiedererwerbswürdig,

b) nach Nutzwert, wenn sie nicht wiedererwerbswürdig sind, wenn die Kosten des Wiedererwerbs größer wären, als ihr Nutzwert.

Wir sehen bei dem Streite zwischen Nutzwert und Kostenwert daher die umgekehrte Regel wie bei dem zwischen den verschiedenen Nutzwertarten: bestimmte dort die höchste Art den wahren Wert, so thut es hier die niedrigste; ich schätze nach Kostenwert, wenn die Kosten geringer sind als der Nutzen, nach Nutzwert, wenn sie höher sind. Beides folgt aus dem gleichen wirtschaftlichen Gesetz, dort wähle ich das höchste mir erreichbare Gut, hier das geringste unter den notwendigen Übeln.

Übrigens müssen wir auch hier noch eine Unterscheidung machen. Sachen, die in meinem Besitz sind, schätze ich praktisch bei zwei Gelegenheiten, einmal bei der Ökonomie des Besitzes, wenn es sich um ihren Schutz gegen Verlust, sodann bei der Ökonomie des Erwerbes, wenn es sich um ihr Fortgeben zum Zweck des Erwerbes handelt. Nun kann eine und dieselbe Sache bei der einen Schätzung wiedererwerbswürdig sein, bei der andern nicht. Verliere ich eine Sache, so ist mein Vermögen gemindert, gebe ich sie gegen eine andre fort, so ist es gemehrt. Bei größerem Vermögen — größerem Vorrat von Erwerbsmitteln — sind aber andere Dinge erwerbswürdig als bei kleinerem. Besitze ich ein Reitpferd, so würde ich mir im Falle, daß es zu Grunde ginge, kein neues kaufen können, meine Mittel gestatten das nicht; habe ich es aber mit Vorteil verkauft, so werde ich sehr wohl ein anderes an seiner Stelle erwerben können. Bei allen Maßregeln, die sich auf seine Pflege, seine Erhaltung beziehen, werde ich es daher nach Nutzwert schätzen, bei der Frage, ob ich es verkaufen soll, nur nach Kostenwert, ich werde es also weggeben, wenn ich mir für eine geringere Summe als den Verkaufserlös ein gleich gutes würde kaufen können.

Die Sätze, mit denen wir oben den Nutzwert charakterisierten,

können wir jetzt auf den praktischen, den privatwirtschaftlichen Wert überhaupt anwenden. Die Wertschätzung ist stets ein Vergleich zweier zukünftiger, gedachter Zustände, eines mit Besitz der geschätzten Sache, eines ohne diesen Besitz. Beide Zustände werden auf das Maß von Lust verglichen, das sie enthalten. Beide werden bis auf den Hinzutritt der geschätzten Sache gleich und der Schätzende in beiden Lagen wirtschaftlich verfahrend gedacht. Was wir oben aus dem Spiele ließen, ist nur, daß dieses wirtschaftliche Verhalten mitunter für den Nichtbesitzzustand dazu führt, sich eine der geschätzten Sache gleichartige zu erwerben. In diesem Falle ergiebt die Schätzung den Kostenwert.

Ricardo hat für den objektiven Tauschwert, den Preis, die Regel gefunden, daß der Preis der reproduzierbaren Güter sich nach ihren Kosten richte und nur der der nicht reproduzierbaren, wie der von Kunstwerken, seltenen Münzen und dergleichen lediglich durch den Geschmack, die Neigung der Käufer bestimmt werde. Unser für die subjektive Wertschätzung gefundenes Gesetz bietet hierzu ein völliges Analogon. Auch der Einzelne schätzt die reproduzierbaren Güter nach Kostenwert, nämlich die, die er sich reproduzieren, d. h. wiedererwerben kann, sei es nun durch wirkliche Produktion oder durch Tausch. Freilich kommt es hier nicht auf die technische, sondern auf die wirtschaftliche Möglichkeit der Reproduktion an; nur die Güter sind mir reproduzierbar, bei denen der Nutzen die Kosten übersteigt, bei anderen wäre die Reproduktion eine Thorheit. Bei den wirtschaftlich nicht reproduzierbaren Gütern entscheidet dagegen mein Geschmack, meine Neigung, die Lust, die mir die Sache selbst gewährt, allein über ihren Wert.

Die Schätzung nach Kostenwert bewirkt nun, daß Güter, die gar nichts kosten, wenn sie in meinem Besitz sind, von mir auch für gar nichts geschätzt werden. Darum ist mir Wasser, Holz im Urwalde und dergleichen wertlos. Güter, die wenig kosten, schätze ich gering, auch wenn sie noch so viel nützen; darum sind mir die Nahrungsmittel, selbst die ich zum not-

wendigen Lebensunterhalt gebrauche, die also das dringendste Bedürfnis befriedigen, nur geringwertig, wenn ich sie für geringe Kosten wiedererhalten kann.

Vielleicht wendet man ein, daß man so nach Kostenwert nicht nur die Dinge, die man besitzt, sondern auch diejenigen, die man nicht besitzt, schätze. Es erscheine uns ein billiges Nahrungsmittel geradeso geringwertig, wenn wir es noch beim Verkäufer liegen sehen, als wenn wir es bereits haben. Das bestreite ich. Gerade daß wir die Ware kaufen werden, beweist ja, daß wir sie höher geschätzt haben als nach ihren Kosten. — Freilich wird unsere Überlegung nur so weit gehen, die Frage zu beantworten: ist die Sache mehr wert als ihre Kosten, ob sie wenig oder viel mehr wert ist, das ist in der Regel ganz gleichgültig, denn auch schon wenig treibt uns zum Erwerb an. Wir werden uns daher ihres vollen Nutzwertes nicht klar bewußt, wir wissen nur: er ist größer als die Kosten, groß genug, um den Erwerb zu rechtfertigen. Daß es dennoch der ganze Nutzwert ist, der bei der Frage des Erwerbs entscheidet, das zeigt sich, wenn die Kosten wachsen; wir werden dann bis an die Grenze des Nutzwerts mitgehen, immer noch erwerben, solange ein geringer Überschuß vorhanden ist. Darum sind wir in Notlagen bereit, für unentbehrliches selbst die größten Opfer zu bringen, für ein Stück Brot, einen Trunk Wasser große Summen zu geben. Würden dagegen entbehrliche Dinge, ein Glas Wein oder eine Cigarre, nur für große Opfer zu beschaffen sein, so würden wir willig verzichten, der Nutzwert, nach dem wir schätzen, ergiebt keinen Überschuß.

Wir haben oben im Anschluß an die Mengersche Theorie das Gesetz des Grenznutzens oder, wie wir es auch nennen können, das des abnehmenden Gebrauchswertes entwickelt. Bei gleichartigen Gütern und insbesondere bei Quantitäten fungibler Sachen nützt das erste Gut oder das erste Quantum in der Regel mehr als das nächstfolgende, dieses wieder mehr als das

dritte u. s. f., bis ein Punkt eintritt, wo eine weitere Vermehrung des Vorrats nicht mehr nützt, neue Quanten daher wertlos erscheinen. Wir sagten, dieses Gesetz gelte zunächst nur für die isolierte Wirtschaft, also für den Eigengebrauchswert. Prüfen wir jetzt, welche Änderungen es etwa in der Tauschwirtschaft erfährt.

Seinen Grund hat das Gesetz darin, daß eine Sachspecies immer nur ein oder einige wenige generelle Bedürfnisse befriedigt, sie durchläuft also bald die Skala der einzelnen abnehmenden Teilbedürfnisse, die zu befriedigen sie überhaupt imstande ist. Je mehr verschiedene Bedürfnisse eine Sachspecies befriedigt, desto langsamer nimmt offenbar ihr Wert ab; von einem Gute, das ich zu den verschiedenartigsten Dingen verwenden kann, werde ich nicht so leicht genug haben als von einem, das nur zu einer oder zu wenigen Verwendungen sich eignet.

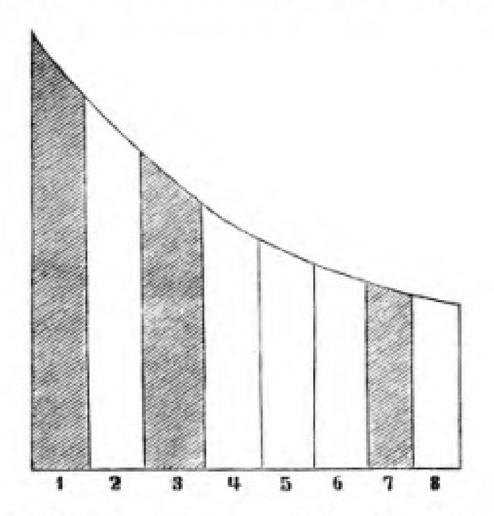
Die entwickelte Tauschwirtschaft hat nun ein Gut, das fast zu allem verwendet werden kann: das Geld. Mit Geld kann ich nicht nur Nahrungsbedürfnisse oder nur Kleidungsbedürfnisse, sondern beinahe alle Bedürfnisse befriedigen, weil in der entwickelten Tauschwirtschaft für Geld jedes specielle Befriedigungsmittel zu haben ist. Das Geld ist mithin nicht nur Befriedigungsmittel für die schnell abnehmende Skala der Teilbedürfnisse eines generellen Bedürfnisses, es deckt vielmehr die gesamte sehr langsam abnehmende Skala aller Bedürfnisse.

Daraus nun ergiebt sich folgendes: wenn sich mein Vorrat an Geld vermehrt, so bedeutet zwar jedes neu hinzutretende Quantum weniger als das gleichgroße vorhergehende, aber nur ein geringes weniger, denn die Bedürfnisse, die es befriedigen kann, folgen in der Rangordnung gleich hinter denen, die das vorhergehende Quantum befriedigte. Nachstehende Figur wird das Gesagte deutlicher machen.

Hier bedeuten die Strecken 1—8 auf der horizontalen Linie die Bedürfnisse nach ihrer Rangordnung und die über ihnen stehenden Flächen die Größe dieser Bedürfnisse, die eine stetig,

wenn auch etwas unregelmäßig abnehmende ist. Mit drei gleichen Quanten Korn kann ich die drei ersten Nahrungsbedürfnisse 1, 3 und 7 befriedigen, die Bedeutung des zweiten Quantums ist daher erheblich geringer als die des ersten, die Bedeutung des dritten noch viel geringer. Mit drei gleichen Quantitäten Geld kann ich dagegen die Bedürfnisse 1, 2, 3 decken, die sich viel weniger unterscheiden. Drei gleiche Quantitäten Geld sind also viel wertähnlicher als drei gleiche Quantitäten Korn.

Je geringer die einzelne Quantität im Verhältnis zum Gesamtvorrat ist, desto unbedeutender ist auch der Wertunterschied



zwischen zwei gleichen Quanten. Während in der obigen Figur zwei gleiche Geldsummen, von denen die erste die Bedürfnisse 1—4, die zweite die Bedürfnisse 5—8 deckt, sich etwa wie 3 : 2 im Werte verhalten, würden zwei Summen, deren eine das Bedürfnis 7, die andere das 8 deckt, an Wert kaum mehr zu unterscheiden sein.

Eine fernere Folge der Eigenschaft des Geldes, alle Bedürfnisse zu befriedigen, ist die, daß auch bei dem größten Vorrat neu hinzutretende Quanten niemals wertlos werden. Denn die Bedürfnisskala erreicht, wie wir oben gesehen haben, niemals ein Ende, mit Vermehrung der Mittel tauchen immer wieder neue Bedürfnisse auf.

Das Gesetz des abnehmenden Wertes, des Grenznutzens erscheint daher für das Geld in sehr abgeschwächter Form: Geld vermindert bei Vermehrung des Quantums seinen Wert nur in geringer — bei kleinen Quantitäten ganz unmerklicher Weise und gelangt dabei niemals an den Nullpunkt. —

Der Geldverkehr hat aber noch eine fernere Wirkung: wie Geld in fast alle Güter verwandelt werden kann, so können auch die meisten Güter in Geld verwandelt werden. Durch Tauschwert und Kostenwert wird nun bewirkt, daß ich die Güter häufig nach dem schätze, was sie für Geld einbringen, häufig nach dem, was ihr Wiedererwerb für Geld kosten würde.

Der Kostenwert bildet die Maximalgrenze, über die der Wert einer von mir besessenen Sache nicht steigen kann; habe ich daher eine Quantität Korn, die meine dringendsten Nahrungsbedürfnisse befriedigt, also nach Eigengebrauchswert unendlich hoch geschätzt würde, so schätze ich sie doch nicht höher als das Geld, das ich zu ihrem Wiedererwerb brauche, denn nur das Quantum Lust, das diese Summe mir bedeutet, geht mir mit dem Korne verloren.

Der Tauschwert bildet die Minimalgrenze, unter die der Wert einer von mir besessenen Sache nicht sinken kann. Besitze ich daher eine Quantität Korn, mit der ich, da alle meine Nahrungsbedürfnisse gedeckt sind, gar nichts anzufangen wüßte, die ich also nach Eigengebrauchswert gleich null schätzen würde, so schätze ich sie doch nicht geringer als das Geld, das ich bei ihrem Verkaufe erhalten würde.

Es zeigt sich daher, daß dem Grenznutzengesetze, wie es für den Gebrauchswert gilt, nach oben und unten eine Grenze gezogen ist, nur innerhalb des Spielraums, den Tausch- und Kostenwert ihm lassen, kann es sich bethätigen.

Handelt es sich um die Schätzung von zu erwerbenden Sachen, so schätze ich, wie oben dargelegt, stets nach Nutzwert; hier gilt daher nur die untere Grenze: der Tauschwert; ich werde zu erwerbende Sachen nicht geringer schätzen als den Verkaufspreis, den sie mir voraussichtlich einbringen. Nach

4*

oben hin kann sich dagegen das Gesetz des Grenznutzens frei bethätigen. Wir werden daher, wie schon gezeigt, Quantitäten von Gütern, die dringende Bedürfnisse befriedigen, auch in der Tausch- und Geldwirtschaft als außerordentlich wertvoll erscheinen.

Die Erscheinung, daß kleine Quantitäten Geldes bei großem Vorrat annähernd gleichwertig sind, hat nun ferner die Wirkung, das Geld in gewissem Umfange zum Maße des praktischen Wertes zu machen. Wenn ich nicht gar zu arm bin, so sind das letzte und das vorletzte Zehnmarkstück aus meinem Besitze für mich so gut wie gleichwertig, der Unterschied der Bedürfnisse, die ich mir mit beiden befriedige, ist verschwindend gering. Zwanzig Mark sind daher auch für mich doppelt so viel wert wie zehn, dreißig dreimal so viel. Demgemäß ist auch eine Sache, die für mich einen Tausch- oder Kostenwert von zwanzig Mark hat, doppelt so viel wert, als eine andre, die nur zehn Mark solchen Wertes repräsentiert; ich kann mithin das Wertverhältnis dieser Güter ganz zutreffend an ihrem Preise messen.

Immerhin bleibt diese Bedeutung des Geldes als subjektiven Wertmaßes eine beschränkte. Sobald es sich um Sachen handelt, bei denen Genuß- oder Eigenproduktionswert der höchste und bestimmende ist, kann sie nie eintreten. Güter, die ich zum Genuß erwerben will, muß ich immer unmittelbar nach der Lust schätzen, die sie wirklich gewähren. Ferner kann das Geld dann nicht Wertmaß sein, wenn die geschätzten Güter im Verhältnis zum Gesamtvorrat von Befriedigungsmitteln des Bedarfes ein großes Quantum ausmachen. Ein Kaufmann, dessen ganzer Besitz in einem Warenlager im Preise von einer Million Mark besteht, wird das ganze Warenlager nicht doppelt so hoch schätzen wie das halbe, sondern viel höher; denn nach Verlust des halben ist er noch immer ein reicher Mann, der sich wenig Genüsse zu versagen braucht, nach Verlust des ganzen ist er in dringendster Not. Hier tritt also gleichfalls die unmittelbare Lustwertrechnung in Geltung.

Auf einem großen Gebiete wird das Geld zwar nicht Wertmaßstab, eliminiert aber doch die Rechnung mit Lust und Unlust

fast vollständig. Es ist das derjenige Teil der Wirtschaft, der im Anschluß an Aristoteles oben als Chrematistik bezeichnet wurde[1], der Gelderwerb, der seinen Abschluß dann findet, wenn das für den Haushalt nötige Geld erworben ist. Da das Geld auch bei größter Menge nicht wertlos wird, sondern ein Zuwachs von Geld immer einen Zuwachs von Wert bedeutet, so kann sich die Chrematistik lediglich darauf richten, ein Maximum von Geld zu erwerben. Bestehen nun, wie es im entwickelten tauschwirtschaftlichen System häufig der Fall ist, auch die Kosten lediglich im Fortgeben von Geld, so wird es die Aufgabe dieses Wirtschaftszweiges, mit einem Minimum von Geld ein Maximum von Geld zu erlangen. Je mehr das gelingt, desto mehr Wert ist am Ende erworben, für die Rechnung innerhalb dieses Erwerbs aber kann der Wert ganz aus dem Spiel bleiben. Darum wird in der Geldwirtschaft mit Summen, nicht mit Gefühlsgrößen gerechnet, und nur das Endergebnis wird unmittelbar nach Lust geschätzt.

Man darf den subjektiven Geldwert, wie er hier entwickelt ist, mit dem schon mehrfach erwähnten sogenannten objektiven Tauschwerte nicht verwechseln. Es ist ein Unterschied, ob ich sage, eine Sache ist mir 1000 Mark wert oder, sie ist 1000 Mark wert. In dem ersten Falle gebe ich ein Werturteil in dem bisher verstandenen Sinne ab, ich schätze eine Sache nach Lust, nur daß ich die Lustmenge nicht direkt angebe, sondern mittelbar, ich sage: sie bedeutet für mich ebensoviel Lust, als tausend Mark bedeuten würden, als ich mir für tausend Mark beschaffen könnte. Im andern Falle gebe ich aber nur ein Urteil ab über den Preis, zu dem die Sache voraussichtlich wird verkauft werden können, eine Beziehung zu einer Person, zu Lust oder Unlust ist in dem Urteil nicht enthalten. Objektiver Tauschwert ist daher nichts anderes als das Verhältnis, in dem ein Gut sich voraussichtlich gegen Geld — oder auch gegen ein anderes Gut — austauschen wird (ratio of exchange).

[1] genauer der Teil der Chrematistik, der Ökonomie des Erwerbes, nicht derjenige, der Ökonomie des Besitzes ist.

Subjektiver Geldwert und Preis hängen zusammen; ich schätze das Gut deshalb subjektiv wie tausend Mark, weil die objektive Lage des Marktes bewirkt, daß ich es für tausend Mark kaufen oder verkaufen kann. Der Preis selbst aber ist kein Wert in unserm Sinne, sondern nur eine Formel, die eine Reihe verschiedener Werte bezeichnet.

Es giebt keine Sache, die für alle Menschen zu allen Zeiten oder auch nur für eine große Anzahl von Menschen zu derselben Zeit gleichen Wert hätte. Wir sahen, daß für einen und denselben Menschen Geld unter gewissen Einschränkungen Wertmaß sein kann, indem ihm gleiche Quantitäten Geldes gleiche Quantitäten Lust bedeuten. Für verschiedene Menschen aber wird die gleiche Quantität Geld nicht gleiche, sondern sehr verschiedene Quanten Lust enthalten. Welcher Unterschied im Werte, den der Thaler für einen reichen jungen Lebemann und den er für eine arme Witwe hat, die sich und ihre Kinder mit Mühe erhält! Wenn auch beide für dasselbe Gut scheinbar dasselbe bezahlen, in Wirklichkeit bedeuten Ware und Preis für beide ganz etwas anderes.

Sehen wir uns die Gesellschaft an, die einen Pferdebahnwagen füllt, anscheinend ist die Fahrt jedem gleich viel wert, denn jeder bezahlt 10 Pfennige für sein Billet. Und doch selbst bei diesem unbedeutenden Betrage, welche Unterschiede! Hier der arme Alte, der sich vor Müdigkeit kaum noch schleppen konnte; ihm ist die Fahrt eine große Erquickung und der Groschen, den er gab, war ein großes Opfer, er hat deren nur noch ganz wenige. Und dort der junge kräftige Mann, der nur eben aufsprang, weil der Wagen gerade vorbeikam, er wäre sonst ebenso gern gegangen; ihm ist die Fahrt ein geringes und der Preis ist ihm gar nichts, er weiß gar nicht bis auf 10 Pfennige genau, wieviel Geld er im Portemonnaie hat, und rechnet nicht mit dergleichen kleinen Beträgen.

Der objektive Tauschwert erscheint demnach wie eine Gleichung zwischen zwei Unbekannten, für jeden Einzelnen hat sie eine andere Lösung.

Wir sind am Schlusse der Entwickelung des praktischen Wertbegriffs, und es bliebe nun, um nach der Regel zu verfahren, noch übrig, die hier vorgetragene Lehre mit allen früheren zu vergleichen und gegen sie zu verteidigen. Doch wird der Leser wohl kaum sehr böse sein, wenn ihm dieser Teil, der bei einiger Gründlichkeit mehrere Bände umfassen müßte, geschenkt wird. Ist das hier Vorgetragene richtig, so wird es auch ohne Polemik seinen Weg finden, ist es falsch, um so mehr wäre die Zeit verloren, die noch weiter darauf verwendet würde. Halten wir es deshalb mit dem Augustinus: Potius de rebus ipsis judicare debemus, quam de hominibus, quid quisque senserit, scire[1]. Nur eine Ausnahme sei gemacht: mit der Grenzwerttheorie, die ja in neuester Zeit am meisten Aufsehen gemacht hat, und zu der wir schon bisher teils zustimmend, teils einschränkend Stellung nehmen mußten, wollen wir uns noch auseinandersetzen. Von Böhm-Bawerk, der in mehreren in den Jahrbüchern für Nationalökonomie erschienenen Aufsätzen wohl die klarste Darstellung der Genzwertlehre giebt[2], faßt das, was hier unter Kostenwert bezeichnet wurde, mit dem Nutzwert unter einen Begriff zusammen, und nennt es „Substitutionsnutzen". So ist ihm das, was die Wiederbeschaffung eines Winterrocks kosten würde, der Substitutionsnutzen des Winterrocks, das, was die Wiederbeschaffung von Baumaterialien zu einem Hausbau kosten würde, der Substitutionsnutzen dieser Baumaterialien. Das ist meiner Ansicht nach sprach- und sachwidrig. Sprachwidrig ist es, weil wir bei Nutzen immer an eine Wirkung der Sache denken, die aus ihrer Verwendung folgt, was mich ein Rock aber kostet, hat damit, wie ich ihn verwende, gar nichts zu thun. Sachwidrig aber wird es, weil von Böhm nun den Substitutionsnutzen nicht zu dem übrigen Nutzwert in Gegensatz bringt, wie wir es mit den Kosten gethan haben, sondern Sub-

---

[1] Ich citiere nach Schopenhauer.

[2] Außer dem bereits erwähnten Aufsatz vgl. „Ein Zwischenwort zur Werttheorie", Jahrg. 1887, und „Wert, Kosten, Grenznutzen", Jahrg. 1892.

stitutionsnutzen und anderen Nutzen in einen Begriff verschwimmen läßt. Dadurch wird es ihm unmöglich, die Fälle zu unterscheiden, bei denen der eigentliche Nutzwert, und bei denen der Substitutionsnutzen den wahren Wert bestimmt. Bei ihm entscheidet immer der Nutzwert. Wenn ich mir aber einen Winterrock kaufen will, so darf ich doch nicht nur nach seinem Substitutionsnutzen alias seinen Kosten fragen, ich muß vielmehr zunächst seinen wirklichen Nutzwert suchen und dann prüfen, ob dieser größer ist als die Kosten. Darum müssen beide Begriffe getrennt gehalten werden.

Sehr mit Recht hat daher Dietzel die ungenügende Hervorhebung des Kostenbegriffs bei den Grenzwerttheoretikern gerügt[1]. Allerdings irrt Dietzel selbst, indem er annimmt, es liege in unserer Willkür, wann wir nach Nutzwert, wann nach Kostenwert schätzten, und wir schätzten deshalb gewöhnlich nach Kostenwert, weil dieser ein exakteres Rechnen gestatte. Es ist streng notwendig, wann wir wirtschaftlicherweise nach Nutzwert und wann wir nach Kostenwert schätzen, und der Kostenwert gestattet ebensowenig ein exaktes Rechnen wie der Nutzwert, beide bestehen in Quanten von Lust und Unlust. Exakt gerechnet wird nur, soweit wir uns des Geldes als Wertmaßstabes bedienen, das geschieht aber ebensowohl beim Tauschwert, der eine Art des Nutzwerts ist, als beim Kostenwert, der ihm entgegengesetzt ist. Exakt gerechnet wird ferner bei der Ökonomie des Gelderwerbs, weil diese in erster Linie nicht auf ein Maximum von Lust, sondern auf ein Maximum von Geld geht.

Von Böhm spricht allerdings auch in einem längeren Abschnitt von Kosten und Kostengesetz, aber er versteht darunter etwas anderes, als hier gemeint ist; er denkt fast ausschließlich an Produktionskosten und sucht zu bestimmen, inwieweit der Wert der Produktivgüter den der Produkte bestimme oder von

[1] Dietzel: „Die klassische Werttheorie und der Grenznutzen", Jahrb. für Nat.-Ök. 1890, und „Zur klassischen Wert- und Preistheorie", ebenda 1891.

diesem bestimmt werde. Zunächst entwickelt er ein für die isolierte Wirtschaft ganz richtiges Gesetz: ein Produktivgut, das nur in *ein* Produkt verwandelt werden kann, empfängt seinen Wert von dem dieses Produktes. In unserer Sprache würde das heißen: der Wert eines solchen Gutes besteht in seinem Eigenproduktionswerte. Kann das Gut (das in meinem Besitz gedacht wird) in mehrere Produkte von verschiedenem Wert verwandelt werden, und habe ich ausreichend davon, um meinen Bedarf an dem wertvolleren Produkt zu befriedigen und noch etwas übrig für den an dem weniger wertvollen, so werde ich eine einzelne Quantität des Produktivgutes nach dem Werte seines *geringeren* Produktes — der seinen Grenznutzen bildet — schätzen. Also wiederum bestimmt zunächst der Wert des Produktes den des Produktiv- — wie v. Böhm sagt — des Kostengutes. — Das ursprünglich *wertvollere* Produkt wird aber nun nicht mehr nach *seinem* Nutzwert, sondern nach dem nunmehr bestimmten des Produktivgutes geschätzt. Denn wenn mir ein Stück des wertvolleren Produktes verloren ginge, so würde ich nun offenbar nicht auf dieses Gut verzichten, sondern das Produktivgut aus der minder lohnenden Produktion ziehen und in der lohnenderen verwenden, definitiv also nur ein Stück des minder wertvollen Produktes verlieren. Der Wert des Kostengutes wird mithin von seinem mindestwerten Produkt bestimmt und bestimmt dann selbst wieder den Wert der höherwertigen Produkte oder geht, wenn diese aus mehreren Kostengütern hergestellt werden, als Faktor in diesen Wert ein.

Sachlich ist das ganz dasselbe, als wenn wir sagen: Die in meinem Besitz befindlichen Eigenprodukte bestimmen sich nicht nach ihrem Nutzwert, sondern nach ihrem Kostenwert, und der Kostenwert ist wiederum gleich dem anderweitigen höchsten Nutzwert der Produktivgüter. Soweit also wäre alles richtig; den für die Weiterentwickelung der Theorie verhängnisvollen Fehler begeht von Böhm, indem er von der isolierten Wirtschaft auf die Tauschwirtschaft übergeht. Anstatt hier beim Subjekt stehen zu bleiben und für Produktion Erwerb, für Produktionskosten Erwerbs-

kosten zu setzen, wird er nun auf einmal objektiv und will den Wert, den die Produktivgüter für den A haben, aus dem Werte erklären, nach dem B die Produkte schätzt. Dabei überträgt er ganz einfach das für die isolierte Wirtschaft gefundene Gesetz auf die Tauschwirtschaft und lehrt, ganz als ob es einen objektiven, für alle Menschen gleichen Wert gäbe: das geringstwertige Produkt bestimmt den Wert des Produktivgutes und dieser so bestimmte Wert geht dann wieder als Faktor in alle übrigen Produkte ein. Soll man sich bei diesem Satz überhaupt etwas denken können, so muß man ihn so interpretieren: Der Preis des billigsten Produktes bestimmt den Preis des Produktivgutes und dieser Preis geht dann wieder als Faktor in die Preise aller Produkte ein, die aus dem Gute hergestellt werden. Nach den Beispielen, die von Böhm bringt, muß man auch wirklich annehmen, daß dies seine Meinung ist.

Ich bestreite die Richtigkeit dieses Satzes aufs entschiedenste, will aber meinen Widerspruch hier nicht ausführen, da er in die Preis- und nicht in die Wertlehre gehört; jedenfalls beweist das, was von Böhm über die Produktionskosten in der isolierten Wirtschaft ausgeführt hatte, gar nichts für den Satz. Und wenn er richtig wäre, so ist die Schlußfolgerung, die von Böhm macht, daß die niedrigste Nutzwertschätzung irgend eines dritten, von der ich gar nichts weiß, die Höhe meiner Wertschätzung bestimme, immer noch falsch. Denn der billigste Preis entspricht durchaus nicht immer einer niedrigsten Wertschätzung, kann vielmehr, wie wir oben gesehen haben, sehr hohe Wertschätzungen enthalten.

Von Böhm hat mit dieser Kostentheorie — die leider in der Folge zum Hauptthema der Grenzwerttheoretiker wurde — die Aufgabe verlassen, die er sich selbst zu Anfang gestellt hatte. Er erklärt nicht mehr die Vorgänge im Innern des Wertschätzenden psychologisch, sondern sucht nach den äußeren Bestimmungsgründen, die diese Wertschätzung beeinflussen, auch nach denen, von denen der Schätzende selbst gar nichts weiß. Die Seltenheit des Vorkommens eines Gutes überhaupt, die

Produktionstechnik, die socialen Verhältnisse des Volkes figurieren als solche Bestimmungsgründe. Infolgedessen kommt er denn auch am Schlusse seiner letzten Abhandlung zu einem Ergebnis, das eigentlich seine ganzen Untersuchungen als überflüssig erscheinen läßt, er sagt nämlich: die letzten Ursachen der Wertschätzung könne man doch nicht finden, die liegen in der Kausalkette endlos weit zurück, beim Nutzen müsse aber die Erklärung stehen bleiben, weil dieser die letzte einheitliche Ursache sei, während weiter zurück der Ursachen immer mehrere zusammenwirken. Man sieht da nicht recht ein, welchen besonderen Vorteil es haben soll, gerade nur bis zu dieser einheitlichen Ursache zurückzugehen.

Von Böhm macht sich hier der alten Verwechselung zwischen Erkenntnisgrund und Ursache, ratio und causa schuldig. Die Kausalkette, deren Schluß ein bestimmtes Werturteil bildet, ist allerdings endlos, wir erklären eine allgemeine Erscheinung aber nicht, indem wir den Kausalketten der Einzelerscheinungen nachgehen, sondern indem wir sie auf einfache Vorstellungen und Begriffe zurückführen. Darum führt die Erklärung des Wertes wohl an ein Ende, es ist erreicht, wenn wir ihn auf Lust und Unlust als das uns schlechthin Bekannte, daher nicht weiter Erklärbare zurückgeführt haben.

Viertes Kapitel.

Die theoretischen Wertschätzungen, insbesondere der volkswirtschaftliche Wert.

Das Gebiet, auf dem unsere Untersuchung sich bisher bewegte, war ein vielfach durchstreiftes, so sehr, daß die Befürchtung gerechtfertigt ist, es möchte sich mancher scheuen, einen nochmaligen Zug in das Land der Abstraktionen zu unternehmen, zumal wenn ihm zugemutet wird, den Vorrat von Begriffen, den er früher von dort mitgebracht hatte, einer erneuten und gründlichen Revision zu unterziehen. — Die Provinz dieses Landes aber, in die wir den Leser nun zum Schlusse noch führen, ist fast gar nicht betreten, ein Ausflug in ihr Gebiet dürfte daher jedenfalls nicht ohne Interesse sein. —

Langsam und allmählich befreit sich die Erkenntnis aus den Banden des Willens. Zuerst dient sie zwar noch in der Hauptsache seinen Zwecken, aber doch nicht mehr ausschließlich, es erwacht daneben die Freude am Erkennen. Man forscht nicht nur, was die Dinge *für uns* sind, was sie uns nützen, sondern nebenbei doch auch, was sie *an sich*, ohne Beziehung auf uns für Bedeutung haben. Dieses Interesse kann schließlich sogar zu einem ganz selbständigen werden, die Erkenntnis ist dann von allem praktischen Interesse gelöst, rein theoretisch geworden. — Schopenhauer hat diesen Vorgang zuerst beobachtet und an

verschiedenen Stellen seiner Werke anschaulich geschildert. Wir können ihn auch beim Werturteil verfolgen.

Der Begriff Wert wird dabei mancherlei Veränderung erfahren. Freilich wird, wenn es sich um wirkliche Weiterentwickelung eines Begriffes und nicht nur um Übertragung desselben Wortes auf andere Begriffe handeln soll, ein Kern bleiben müssen. Etwas muß sich immer wieder finden, das die Substanz des Begriffes bildet, während das andere sich ändert und dadurch als Accidens erweist. Was dieses substantielle ist, wird sich im folgenden ergeben.

Zunächst betrachten wir einige Formen der theoretischen Wertschätzung, die mit der praktischen nahe verwandt sind, bei denen sich nur einige wenige Merkmale ändern und die dem Willen und dem wirtschaftlichen Streben, wenn auch nicht mehr ausschließlich, so doch vielfach noch dienen.

1. Wir hatten die Objekte der Schätzung oben auf Sachen, Leistungen und Rechte beschränkt. Das kann sich ändern, es können auch Ereignisse, Vorgänge, die von unserm Willen unabhängig sind, darauf geprüft werden, wieviel Lust und Unlust von ihnen für uns abhängt. Den Einfluß, den ein Gewitter oder eine Überschwemmung für unsern landwirtschaftlichen Betrieb, den das Steigen der Kurse für unser kaufmännisches Geschäft hat, können wir, im übrigen ganz nach den oben für die praktische Wertschätzung gefundenen Regeln, ermitteln. Solche Wertschätzung ist nicht mehr unmittelbares Motiv für die Wirtschaft, sie führt nicht zum Erwerben, Behalten oder Veräußern des geschätzten Objekts, da dieses einer solchen Behandlung nicht fähig ist. Mittelbar ist sie immer noch von großer Wichtigkeit für unser wirtschaftliches Verhalten und um dieser mittelbaren Bedeutung willen wird sie zunächst und in der Hauptsache stets unternommen.

Eine besonders für die Jurisprudenz wichtige Form dieser Wertschätzung ist die eines zugefügten Schadens, die in der Lehre vom Interesse behandelt wird. Hier hat man den Kern des Wertbegriffes längst richtig erfaßt. Id, quod interest, der Unter-

schied der beiden Zustände: wenn das schädigende Ereignis eintritt, und wenn es nicht eintritt, soll gefunden werden.

2. Ein zweites Merkmal der praktischen Wertschätzung war, daß beide verglichenen Zustände in der Zukunft liegen mußten. Auch dies ist für die theoretische nicht erforderlich, sie kennt auch einen rückschauenden Vergleich. Es kann mich aus theoretischen Gründen auch interessieren, wieviel Lust eine Sache mir bereitet hat, das tertium comparationis kann also statt in erwarteter auch in erinnerter Lust bestehen; es kann darauf ankommen, was die Sache mir wert war. Diese rückschauende Wertschätzung hat nun einen großen Vorzug vor der praktischen, vorschauenden; einer der beiden verglichenen Zustände ist nicht bloß hypothetisch, kein Phantasiebild, sondern wirklich, erlebt und durch die Erinnerung uns bekannt. Dadurch nun wird die rückschauende Wertschätzung ein wichtiges Hülfsmittel, ein mittelbares Motiv für die Wirtschaft. Sie ist die Epikrise der praktischen, an ihr erkennen wir, worin wir uns praktisch schätzend geirrt haben, durch sie bilden wir unser Werturteil, sammeln wir unsere wirtschaftliche Erfahrung. Hatte uns die vorschauende Wertschätzung zu einem schlechten Kaufe, zu einer unzweckmäßigen Produktion verleitet, so korrigiert die rückschauende unser Urteil, bewahrt uns vor Wiederholung des Fehlers. Doch bietet auch sie niemals völlige Sicherheit des Erkennens. Nicht nur deshalb, weil auch in der Erinnerung sich die Lust anders darstellt, als sie in der Gegenwart war, sondern auch, weil einer der beiden verglichenen Zustände auch hier notwendigerweise ein hypothetischer, bloß mit der Phantasie vorgestellter bleibt, was ja daraus folgt, daß beide stets gleichzeitig gedacht sein müssen. Bei einfachen Verhältnissen macht das wenig aus, bei verwickelten viel; ein Landwirt oder Industrieller wird selten genau angeben können, wieviel ihm eine Maschine, ein Stück Land, die Arbeit eines seiner Angestellten wert war, weil er nicht weiß, welchen Ertrag seine Wirtschaft gehabt haben würde, wenn er sie ohne die Hülfe dieser Erwerbsmittel so wirtschaftlich wie möglich eingerichtet hätte.

3. Praktische Werturteile bezogen wir stets auf uns selbst, theoretische können auch auf andere bezogen werden. Ich kann versuchen die Menge Lust festzustellen, die ein Genuß- oder Erwerbsmittel einem Andern bereiten wird. War die eben besprochene Form der Wertschätzung sicherer, zuverlässiger als die praktische, so ist diese viel unsicherer und schwieriger. Denn einmal kenne ich die äußere Lage des Anderen selten so genau wie die eigene, sodann kann ich auch auf sein Inneres, seine Neigungen und Abneigungen, seine Empfänglichkeit für Lust und Unlust nur aus äußeren Anzeichen schließen. Wird die rückschauende Wertschätzung zum Vorbild, zum Korrektiv der praktischen, so ist die Wertschätzung für Dritte ihre Nachahmung: ich schätze für den Andern ähnlich, wie ich für mich schätzen würde. Auch diese Form ist ein mittelbares Motiv für die Wirtschaft, denn sie führt mich dazu, Dinge zu produzieren, die zwar für mich keinen Wert haben, meiner Voraussetzung nach aber für andere haben werden, und wird damit zur Ursache der Arbeitsteilung.

Bisher war immer noch Lust und Unlust das tertium comparationis der beiden verglichenen Zustände. Auch das kann sich ändern. Ich kann den Besitz von Sachen, den Eintritt von Ereignissen auch auf anderes z. B. darauf prüfen, ob ein bestimmter Zweck dadurch vollständiger oder weniger vollständig erreicht wird. Damit specialisiert sich der allgemeine Wert zum besonderen, wird Zweckwert. So kann ich von dem Werte einer Medizin für die Heilung einer Krankheit, von dem Werte einer militärischen Maßregel für den Gewinn der Schlacht und dergleichen sprechen. Auch hier handelt es sich um einen Vergleich: zwei Zustände werden gegeneinander gehalten; enthält der mit dem geschätzten Objekt einen größeren Fortschritt in der Richtung auf das gesteckte Ziel, so hat er Zweckwert, und ist dieser Fortschritt meßbar, so kann man sich über die Größe des Zweckwertes eine Vorstellung machen.

Zweckwert ist nicht mehr wirtschaftlicher Wert. Mit dem Aufgeben von Lust und Unlust erhält der Begriff die Fähigkeit,

in andere Gebiete verpflanzt zu werden, wird z. B. zum pädagogischen, hygienischen, ästhetischen Wert. Wir berühren ihn daher nur im Vorbeigehen, ohne ihn näher zu untersuchen.

Für die Wirtschaft interessant ist aber eine andere, fernere Form der Schätzung, die gleichfalls nicht auf Lust und Unlust gerichtet ist, die Schätzung nach wahrem Vorteil. Nicht darauf, was eine Sache für Annehmlichkeiten bereitet, darauf, was sie wirklich nützt, kommt es hierbei an. Je nach dem Standpunkt des Schätzenden kann allerdings auch bei wirklichem Nutzen noch an verschiedenes gedacht werden: an bloß materielles Gedeihen, körperliche Wohlfahrt oder an höheren ethischen Vorteil. Nach wahrem Vorteil schätzt man in der Regel für andere, für sich selbst meist nur rückschauend; würde man vorschauend den wahren Vorteil zum Motiv machen, so würde diese Schätzung nach unserer Erklärung von Lust mit der praktischen zusammenfallen. Doch erkennt man allerdings mitunter auch vorschauend den wahren Wert einer Sache oder Handlung, ohne ihn zum Motiv zu machen: video meliora proboque, deteriora sequor. — Bei der großen Masse der zu schätzenden Dinge werden Lustwertschätzung und Schätzung nach wahrem Vorteil nicht auseinanderfallen, gewöhnliche Nahrungsmittel, Kleidung, Wohnung haben sowohl Lustwert als wahren Nutzwert. Bei manchen nur dem Vergnügen dienenden Dingen sind sie verschieden. Dem Zecher erscheint die Flasche, die er über den Durst trinkt, noch wertvoll, die Schätzung nach wahrem Vorteil bezeichnet sie als wertlos. Ebenso werden Schmuckgegenstände nach dieser Schätzung einen viel geringeren Wert haben als nach der praktischen. Andererseits wird z. B. dem Lehrer die Strafe, die er seinem Zögling auflegt, für diesen als wertvoll erscheinen, weil er nach wahrem Vorteil schätzt, während der Zögling, nur auf Lust und Unlust achtend, ihr keinen Wert zuspricht.

Das häufige Zusammenfallen von Lust und wahrem Vorteil hat dazu geführt, daß man in der Theorie zwischen beiden nicht scharf genug schied und den wahren Vorteil auch zum Elemente jenes Wertbegriffes machte, den man als das eigent-

liche Motiv der wirtschaftlichen Handlungen an die Spitze der wirtschaftlichen Untersuchung stellte. Das aber ist unrichtig. Die Schätzung nach wahrem Vorteil an sich ist, wenn sie nicht mit derjenigen nach Lust zusammenfällt, rein theoretisch, führt zu keinem Handeln. Im übrigen bietet sie viele Parallelen zu der praktischen Wertschätzung. Auch sie ist konkret, indem sie sich stets auf bestimmte Sachen oder Quantitäten beziehen muß, um eine bestimmte Größe zu haben; auch sie ist subjektiv, indem sie sich auf eine bestimmte Person bezieht, von deren Individualität und Lage — wenn es sich um besitzbare Dinge handelt, von deren Bedarfs- und Deckungsverhältnissen — die Größe des Werts abhängig ist. Objektiver als die praktische Wertschätzung ist sie nur insofern, als nicht subjektive Gefühle das Maß des Wertes geben, sondern eben wirklicher Vorteil — wie er in der Vorstellung des Schätzenden erscheint. —

Sowohl Lust- als wahre Nutzwertschätzung, soweit wir sie bisher betrachtet haben, ergaben bestimmte, wenn auch in ihrer Ausdehnung nicht immer klar erkannte Größenvorstellungen, sei es der Lust, sei es des wahren Vorteils. Wir kommen nun zu zwei anderen Formen, die keine bestimmten Größen ergeben, es sind das die *unbestimmte* und die *unvollständige* Wertschätzung.

Oft genug hören wir in der Praxis Werturteile ohne Beziehung auf eine bestimmte Person aussprechen; ein Haus, ein Pferd, eine Quantität Korn hat Wert nicht nur für mich zu einem bestimmten Zeitpunkte, sondern schlechthin. Solch Urteil ist kein eigentliches Werturteil mehr, sondern eine Zusammenfassung einer ganzen Anzahl von Werturteilen, es besagt, daß das Haus, das Pferd für alle Menschen unter allen Umständen oder wenigstens für die meisten unter den meisten Umständen irgend einen Wert haben werde. In der That wird sich in unsern heutigen Verhältnissen kaum eine Lage denken lassen, in der ein Haus für seinen Besitzer ganz wertlos wäre, sein Wert kann sich allerdings im Laufe der Zeit nach Art und Größe sehr ändern, bald wird es als Genuß-, bald als Verkaufsobjekt ge-

schätzt werden, bald wird viel, bald wenig Lust von seinem Besitz abhängen, aber daß es gar keine Lust bedeuten sollte, ist, schon da es immer einen Verkaufspreis haben wird, nicht anzunehmen. Daher kann man wohl sagen: es hat Wert schlechthin, es hat für alle Menschen Wert. Aber man muß sich immer klar sein, daß es sich hier niemals um irgend ein bestimmtes Quantum von Wert, sei dieser nun Lust oder wahrer Vorteil, handelt, sondern daß man nicht mehr sagt als: irgend ein Quantum ist immer vorhanden. Solch unbestimmtes Urteil braucht denn auch nicht einmal ein konkretes Objekt zu haben, man kann sagen: Geld hat Wert, Eisen hat Wert — man hat aber damit eben nur sehr wenig gesagt.

Nun sagen wir aber doch — gleichfalls ohne Beziehung auf eine bestimmte Person: drei Sack Weizen sind mehr wert als ein Sack, ein Morgen mit 40jährigen Fichten bestandenen Waldes hat größeren Wert als eine gleiche Fläche mit 30jährigen Fichten (Beispiel von J. F. Neumann für objektiven Wert). Es scheint also, als ob der Wert auch ohne Beziehung auf Personen dennoch eine meßbare Größe ergäbe. Darauf ist zu erwidern, daß ein solches Urteil *unvollständig* ist, daß es, um richtig zu werden, einer Ergänzung bedarf, die wir stillschweigend gewöhnlich machen. Ein Sack Weizen hat für einen aller sonstigen Lebensmittel beraubten Schiffbrüchigen natürlich viel höheren Wert als drei Sack Weizen für einen im Überfluß Lebenden, ein Morgen mit 30jährigen Fichten für einen kleinen Waldbesitzer weit höheren Wert als ein Morgen mit 40jährigen für einen großen Herren. Das Urteil ist daher nur richtig, wenn wir ergänzen: für dieselbe Person unter denselben Umständen. Wir brauchen uns nicht darum zu kümmern, wer diese Person ist: für den großen Herren ist der 40jährige Bestand mehr wert als der 30jährige und für den armen Mann ebenso, aber eine und dieselbe Person in der gleichen Lage muß immer als Subjekt der Schätzung hinzugedacht werden. Also auch dieses Urteil ist noch kein Werturteil, es ist genau genommen ein Urteil über zwei Werturteile und besagt, daß

ceteris paribus das eine dieser Werturteile größer ausfallen müsse, als das andere.

Es giebt keinen objektiven Wert in dem Sinne, daß es etwa Dinge gäbe, welche von allen Personen unter allen Umständen gleich geschätzt und begehrt würden, auch nicht in dem Sinne, daß es Dinge gäbe, deren Besitz allen Personen unter allen Verhältnissen den gleichen wahren Vorteil gewährte; Lust wie wahrer Vorteil sind stets außer von dem geschätzten Objekt auch vom Subjekt und dessen Lage abhängig; was bei oberflächlicher Betrachtung als objektives Werturteil erscheint, erweist sich entweder als eine bloße Zusammenfassung vieler Werturteile, die nur besagt, daß alle positiv sein werden, oder als ein unvollständiges Urteil, das, um richtig zu werden, erst noch einer Ergänzung bedarf. Aber es giebt einen trügerischen Schein des objektiven Werts, und er hat in der Volkswirtschaftslehre viel Unheil gestiftet.

Objektiv, unabhängig von jeder Beziehung zu einer Person sind nur die Eigenschaften der Dinge oder, was auf dasselbe herauskommt, ihre Wirksamkeiten. Wieviel Zuckergehalt in der Rübe, wieviel Heizkraft in der Kohle, wieviel Stickstoff oder Dungkraft im Chilisalpeter steckt, das sind Dinge, die von jeder Beziehung auf Personen unabhängig sind. Sie sind meßbar und haben eine von Zeit und Verhältnissen unbeeinflußte Größe. Auch auf diese Eigenschaften wird mitunter das Wort Wert angewendet, aber hier hat es in der That fast allen Zusammenhang mit der ursprünglichen Bedeutung verloren, wenn man ihn nicht darin finden will, daß Wert auch hier noch Ursache und Größe ist. Von einem Vergleich zweier Zustände und der Feststellung von deren Differenz ist hier nicht die Rede.

Fassen wir dagegen die übrigen theoretischen Werturteile, soweit sie eben einfache und vollständige Urteile sind, zusammen, so werden wir als das ihnen allen gemeinsame und damit als die Substanz ihres Wesens die beiden von Schopenhauer angeführten Relationen finden: alle sind relativ, indem sie für

jemanden sind, und sind komparativ, indem sie im Vergleich zweier Zustände bestehen. Wir können noch hinzufügen: alle sind Größenurteile, indem sie immer ein bestimmtes — mehr oder weniger klar erkanntes Quantum — ergeben. — —

Damit daß jedes wahre Werturteil ein Subjekt haben muß, soll nun freilich nicht gesagt werden, daß dieses Subjekt immer eine einzelne Person zu sein braucht. Es kann sehr wohl eine Mehrheit von Personen Subjekt des Urteils sein. Man kann prüfen, welchen Vorteil oder wieviel Lust es für alle zusammen bedeutet, wenn dieser oder jener Zustand eintritt. Es möge sich um einen Verein handeln: es kann von Interesse sein, festzustellen, welchen Einfluß es auf sein Wohl hätte, wenn er ein bestimmtes Haus erwirbt, oder wenn eine bestimmte Persönlichkeit in seinen Vorstand gewählt wird. Das ist eine wahre und subjektive Wertschätzung, die im Vergleich zweier Zustände besteht und ermittelt, welcher Zustand den Überschuß, sei es an Lust, sei es an wahrem Vorteil, enthält. Selbstverständlich ist es eine theoretische Wertschätzung. Da die Mehrheit nicht selbst Vorstellungen hat und Urteile fällt, ist es nämlich eine Wertschätzung für andere. Geht sie auf Lust, so wird man die Gesamtmenge von Lust durch Addition der auf jeden einzelnen fallenden Quanten finden müssen, geht sie, wie es gewöhnlich der Fall sein wird, auf wahren Vorteil, so hängt ihr Ausfall natürlich davon ab, was der Schätzende für den wahren Vorteil der Mehrheit; für die geschätzt wird, hält.

Die Mehrheit braucht kein Verein, keine juristische Einheit zu sein, es kann auch eine beliebige, etwa nur wirtschaftlich verbundene Personenzahl sein, es kann sich also vielleicht um die Schätzung für die Bewohner einer Stadt oder einer Gegend, die eine wirtschaftliche Einheit bildet, handeln.

Die Gesamtheit, für die geschätzt wird, kann auch das ganze Volk, die Nation sein. Auch für sie können wir feststellen wollen, welches Mehr von Lust oder welcher wahre Vorteil von einem Besitz, einer Handlung, einem Ereignis, einer Thatsache, einem Zustande abhängt. — Damit sind wir bei dem wichtigsten Be-

griffe unserer ganzen Untersuchung angelangt, bei dem volkswirtschaftlichen Wert.

Die Aufgabe der Volkswirtschaftslehre beschränkt sich nicht darauf, die Gesetze der Preisbildung, des Arbeitslohnes, Kapitalzinses und der Grundrente deduktiv zu entwickeln, auch nicht darauf, eine historische und statistische Schilderung wirtschaftlicher Entwickelungen und Zustände zu geben, ihre Ziele sind weiter gesteckt. Für die Politik soll sie die Lehrmeisterin werden, die Schäden der bestehenden Wirtschaftsverhältnisse soll sie erkennen, die Wege zur Besserung angeben können. Dazu aber muß sie kritisch sein, sie muß die Vorteile, die eine Maßregel, ein Gesetz, ein Besitz für die Volkswirtschaft bringt, erkennen und, soweit angängig, messen können — muß also den Wert dieser Dinge für die Volkswirtschaft anzugeben wissen.

Die volkswirtschaftliche Wertschätzung ist aus denselben Gründen wie jede Schätzung für eine Mehrheit theoretisch, das Volk selbst ist keine Person, es kann sich keine Vorstellungen machen und kann nicht wollen, die Schätzung kann also niemals unmittelbares Motiv sein. Volkswirtschaftliche Wertschätzung ist eine Unterart der gleichfalls theoretischen politischen Wertschätzung, sie bezieht sich nur auf solche Objekte, die einen Einfluß auf die Wirtschafts- (Besitz- und Erwerbs-) Verhältnisse des Volkes haben, richtigerweise prüft sie aber bei ihren Objekten nicht nur die Wirkung auf diese Verhältnisse, sondern auf den gesamten Zustand des Volkslebens. Sie schätzt stets nach wahrem Vorteil, indem sie zwei Zustände: einen mit dem geschätzten Objekt, einen ohne dies annimmt und prüft, welcher das größere Quantum wahren Vorteils für das Volk enthält. Sie kann rückschauend einen wirklichen Zustand mit einem bloß gedachten oder vorschauend zwei bloß gedachte Zustände vergleichen. Um Größen zu ergeben, muß sie bestimmt sein, d. h. ein bestimmtes Objekt für ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zeitpunkte schätzen. Sie wird sehr verschieden ausfallen, je nachdem, was der Schätzende für den wahren Vorteil des Volkes hält, ob bloße Vermehrung materieller Güter oder

auch körperlicher und geistiger Fähigkeiten und Kräfte, ob er an den gleichmäßigen Vorteil aller denkt, oder ob er die harmonische Entwickelung des Ganzen mit der besonderen Hebung einzelner Klassen und Stände besser gewahrt glaubt.

Volkswirtschaftliche Wertschätzung ist, selbst wenn man sich über das, was unter wahrem Vorteil zu verstehen sei, klar ist, sehr schwierig. Eine genaue Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse und der wirtschaftlichen Gesetze ist erforderlich, damit man sich ein richtiges Bild der gedachten Zustände machen kann, die man vergleicht. Frage ich, welchen Wert für Deutschland die jüngsten Handelsverträge gehabt haben, so muß ich nicht nur die Entwickelung des Wirtschaftslebens, die nach diesen Verträgen stattgefunden hat, genau kennen, ich muß mir auch durch meine Kenntnis der volkswirtschaftlichen Gesetze eine richtige Vorstellung darüber machen, wie sich dieses Wirtschaftsleben entwickelt hätte, wenn jene Verträge nicht geschlossen worden wären. Dabei kommt es dann nicht bloß auf direkte Wirkungen, sondern auf die unzähligen, oft ebenso wichtigen Neben- und Wechselwirkungen an, die jede wirtschaftliche Erscheinung hervorruft. Nicht etwa die Veränderung des Kornpreises allein kommt in Betracht, ich muß daran denken, wie diese Preisänderung auf andere Preise einwirkt, welche Veränderungen in dem Arbeitsangebot in Landwirtschaft und Industrie dadurch hervorgerufen werden, wie sich infolgedessen der Zuzug vom Lande in die Städte gestaltet und gestaltet hätte, wie wiederum dadurch ländliche und städtische Grundrente, wie der Kapitalzins, wie die Armenlasten beeinflußt werden, wie sich die Auswanderung gestalten wird, welchen Einfluß alles das wieder auf die Wehrkraft der Nation hat u. s. w. u. s. w. Erst wenn ich mir beide Zustände nach allen diesen Richtungen klar gemacht habe, besitze ich die Unterlagen für das Urteil, welcher Zustand der Nation zu größerem Vorteil gereicht, und ob dieser Mehrvorteil groß, mäßig oder gering ist.

Der praktische privatwirtschaftliche Wert steht am Anfange der Wirtschaft und Wirtschaftslehre, nach ihm muß geschätzt

werden, damit überhaupt gewirtschaftet werden, und sein Wesen muß erkannt sein, damit man die Gesetze des Wirtschaftslebens finden kann. Der volkswirtschaftliche Wert steht am Ende der Wirtschaftslehre, er ist ihr Thema und ihr Ergebnis, für die Volkswirtschaft kann man erst schätzen, nachdem die Gesetze des Wirtschaftslebens erkannt sind. Wir sind noch weit entfernt davon, richtige volkswirtschaftliche Wertschätzungen machen zu können, aber den Begriff des volkswirtschaftlichen Wertes können wir uns schon klar machen und haben damit ein wichtiges Ziel unserer Wissenschaft erkannt.

Der volkswirtschaftliche Wert ist insofern rein theoretisch, als das praktische — egoistische — Interesse bei ihm gar keine Rolle mehr spielt; nicht mehr, was dem eigenen Willen gemäß ist, sondern was der Gesamtheit frommt, wird gesucht. In einem anderen Sinne aber ist er von großer praktischer Bedeutung, seine Erkenntnis soll das Motiv für die Handlungen derer werden, deren Aufgabe es ist, das Wohl des Ganzen zu fördern, soll für sie also dieselben Dienste leisten, die das praktische Werturteil dem Einzelwirtschafter bei der Verfolgung seiner privaten Zwecke leistet.

Soweit mir bekannt, ist der Begriff des volkswirtschaftlichen Wertes in der Weise, wie hier geschehen, noch nicht entwickelt worden. Angewandt wird er halb unbewußt schon seit lange. Wir brauchen nur ein beliebiges Zeitungsblatt zu ergreifen, um uns davon zu überzeugen. Da wird von dem Werte einer neuen Eisenbahn für das Land, in dem sie gebaut ist, von dem Wert einer Handelsstadt wie Hamburg für Deutschland, von dem Wert einer guten Ernte für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse gesprochen. Bei alledem ist an volkswirtschaftliche Werte gedacht, aber man ist sich gewöhnlich sehr unklar darüber, wie diese Werte zu ermitteln sind, wovon sie abhängen. Besonders schädlich hat auch hier der trügerische Schein eines den Dingen innewohnenden, für alle Personen gleichen objektiven Wertes gewirkt. Was das Ding für jeden Einzelnen wert war, das — so schien es — müsse es auch für die Gesamtheit wert

sein — objektiver Wert und volkswirtschaftlicher Wert verschwammen dadurch in dieselbe Vorstellung. Wenn man die — objektiv gedachten — Gebrauchswerte aller einzelnen im Besitz eines Volkes befindlichen Güter zusammenzählte, so müßte, meinte man, der objektive Gebrauchswert des ganzen Volksvermögens, sein volkswirtschaftlicher Wert herauskommen. In dieser Anschauung scheint z. B. Roscher in § 8 seiner Grundlagen der Nationalökonomie befangen zu sein. Nach allem Ausgeführten ist es wohl kaum erforderlich, das Irrige solcher Vorstellung darzulegen. Der Gebrauchswert oder der privatwirtschaftliche Wert überhaupt, den eine Sache für den Einzelnen hat, der von Individualität und Lage abhängig ist, sich daher mit jedem Augenblick selbst bei demselben Besitzer ändern kann und sich bei Wechsel des Besitzers gewiß ändert, der in erwarteter Lust besteht, er ist ganz verschieden von dem volkswirtschaftlichen Wert derselben Sache. Eine Addition von privatwirtschaftlichen — praktischen — Werten würde daher niemals einen volkswirtschaftlichen Wert ergeben. Der Wert, den eine Fabrik für ihren Besitzer hat, besteht in der Menge von Geld — damit Genußmitteln — damit Lust, die er sich von ihrem Besitze verspricht; der Wert, den dieselbe Fabrik für die Volkswirtschaft hat, wird ermittelt, indem man den Zustand der Volkswirtschaft, wie er ist, vergleicht mit dem Zustande, der sein würde, wenn die Fabrik nicht errichtet wäre (rückschauend) oder indem man den Zustand, der sein wird, wenn die Fabrik weiter besteht, mit dem vergleicht, der sein würde, wenn sie unterginge. Da kommt es nun nicht nur auf die Gefühle des Besitzers an, auch die Lage der Arbeiter, die ihren Verdienst verlören, der Konsumenten, denen das Fabrikat nicht mehr geboten würde, und vieles andere wäre als Nachteil des Unterganges in Anschlag zu bringen. Als dessen Vorteil wäre dagegen die vermehrte Arbeitsgelegenheit, die etwa der Wiederaufbau der Fabrik bringen würde, der Gewinn, den die Konkurrenten des Fabrikanten machen würden, u. a. zu rechnen. Der Überschuß an Vorteil, den das Bestehen der Fabrik für die Gesamtheit ergiebt, ist dann ihr volks-

wirtschaftlicher Wert. Mit dem privatwirtschaftlichen ist er, wie man sieht, nicht identisch, nicht einmal kommensurabel.

Es wäre nicht uninteressant, festzustellen, wie die falsche Vorstellung eines objektiven Wertes und die Vermischung dieser Vorstellung mit dem volkswirtschaftlichen Wert in den merkantilistischen, physiokratischen, manchesterlichen und socialistischen Lehren zu Grundirrtümern der ganzen Theorie geführt hat. Die Aufgabe ist deshalb nicht leicht, weil der Irrtum, eben weil der Sachverhalt nicht klar durchschaut wurde, weniger explicite ausgesprochen, als implicite verstanden, stillschweigende Voraussetzung ist.

So spukt in den Ausführungen der Manchesterleute die Vorstellung, daß der Preis, wie er auf dem freien Markte sich bilde, der einzig gerechte sei, weil er dem Verkäufer gerade soviel gewähre, als seine Leistung der Gesellschaft wert sei. Dadurch sei er auch der einzig zweckmäßige, denn er bewirke, daß immer das an den Markt gebracht werde, was für die Gesellschaft am wertvollsten sei. Dies finde den höchsten Preis und gebe damit der Produktion die Richtung an.

Prüft man diese Sätze, die die Rechtfertigung des laissez faire et laissez passer vom moralischen und Nützlichkeitsstandpunkte enthalten, so findet man, daß eine Gleichung zwischen privat- und volkswirtschaftlichem Wert aufgestellt wird. Der Preis, den der Verkäufer erhält, die Lust also, die er von dem erhaltenen Gelde erwartet, wird gleichgesetzt dem Vorteil, den die Gesellschaft von seiner Leistung hat. Das sind, wie wir wissen, incommensurabilia, die Vorstellung wurde nur dadurch möglich, daß man an einen objektiven Wert dachte, der sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesamtheit gilt.

Ich versage es mir, auch die socialistische, insbesondere die Marxische Wertlehre an der Hand der gewonnenen Erkenntnis zu prüfen, um den Umfang dieser Untersuchung nicht noch durch eine weitläufige Polemik zu vergrößern. Schon das Gesagte wird hinreichen, um die grundsätzliche Wichtigkeit der entwickelten

Begriffe zu erweisen. Sind wir auch zur Zeit noch weit davon entfernt, richtige volkswirtschaftliche Wertschätzungen vorzunehmen, so bewahrt die Erkenntnis dessen, was volkswirtschaftlicher Wert ist, und seine scharfe Scheidung vom privatwirtschaftlichen Werte die Theorie doch vor verhängnisvollen Irrtümern, denen sie sonst leicht verfiele.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

